Nohl

Eine stille Liebe

zu

Beethoven.

Nach dem Tagebuche einer jungen Dame.

Von

Ludwig Nohl.

Denn das Leben ist die Liebe.
Goethe.

Leipzig
Ernst Julius Günther.
1875.

Eine stille Liebe zu Beethoven.

Eine stille Liebe

zu

Beethoven.

Nach dem Tagebuche einer jungen Dame.

Von

Ludwig Nohl.

Denn das Leben ist die Liebe.
Goethe.

Leipzig
Ernst Julius Günther.
1875.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Ihrer Königlichen Hoheit

der

Frau Grossherzogin Luise von Baden

geb. Prinzessin von Preußen

der erhabenen Schützerin der Kunst und jeder edlen Sitte

in ehrfurchtsvoller Ergebenheit

gewidmet.

Heidelberg, im November 1874.

Abermals eine Bereicherung der Biographie Beethoven's, und zugleich ein gedrängtes Bild seines künstlerischen und menschlichen Daseins selbst! —

Ist schon jede Aufklärung über die Vorgänge in dem Leben und Thun eines großen Mannes von Werth, indem sie von dem Räthsel, das eine wirklich schöpferische Existenz im Grunde stets bleibt, wenigstens ein Stück des Schleiers wegzuziehen scheint, so liegt es in der Natur der Musik als dem Widerhall der innersten Bewegung der Welt und der menschlichen Seele, daß hinter die Art und Entwicklung ihrer Heroen doppelt schwierig zu leuchten ist, und namentlich Beethoven bietet in der Darstellung und man darf sagen Entzifferung seines inneren Wesens ganz neue Gesichtspunkte und Aufgaben.

Kommt nun dazu, wie angesichts der großen Kunstentwicklung unserer Tage nicht wol zu be-

streiten ist, daß in diesem Wesen und Schaffen Beethovens eine Gewalt und Fülle des Lebens liegt, die uns als deutliche Spiegelung unseres eigensten gesammten Seins anmuthet, aus der diesem selbst wieder wahrhaft neue Quellen zugeführt werden können, so muß um so mehr alles und jedes willkommen geheißen werden, was hier auf die richtige Spur leitet. Denn wir sehen so nicht blos unsere äußere Erkenntniß bereichert, sondern zugleich dem Leben selbst neue Anregungen geboten und seine Schranken weiter gesetzt.

Nun hat allerdings hier den vollen Zusammenhang aufzudecken nur die Biographie selbst die Macht wie die Aufgabe, und ich verweise daher die näher Nachfragenden einestheils auf mein „Beethovens Leben“, dessen letzte biographische Abtheilung noch diesen Winter in Druck geht, anderntheils auf die früheren Ergänzungen desselben in den Schriften „Beethoven's Brevier“, „Die Beethovenfeier und die Kunst der Gegenwart“ und zuletzt „Beethoven, Liszt, Wagner“.

Allein selbst in den nachstehenden Aufzeichnungen einer jungen Dame aus Beethoven's Zeit

wird sich uns der Grundton seines Lebens und Charakters deutlich genug vernehmbar machen. Ja es war hier mit geringer Beihülfe des thatsächlich Biographischen auch jenes allgültige Gesetz und die erhebende Wahrheit zu constatiren, wie alles geistig Große sich aus sich selbst und seinem inneren Dasein entwickelt und daß der Grund und Quell desselben stets das für Alle gleich geltende reine Menschenthum ist, dessen Art und Bedingung sich auch an dem kräftigsten Individuum wie mit einer höheren Nothwendigkeit erfüllt und ihm erst seine allgeltende Bedeutung verleiht.

Von diesem Gesichtspunkt einer ernstlichen Bewährung wahrhafter Lebensgesetze, unter dem die ganze Veröffentlichung dieser an sich rein privaten Tagebuch-Aufzeichnungen hier geschehen, wird dieselbe denn zugleich jenen ernsten Männern und Geistern übergeben, die das tragische Wesen Beethoven's und der Musik überhaupt erkannt haben, damit nun sie dem zunächst liegenden Kreise der Leser des Werkchens, den sinnigen Frauen und tieferen Gemüthern dessen besondere Absicht und Meinung näher deuten und begründen mögen.

Den vollen Sinn aber erschließt auch hier dem Geiste wie dem Herzen erst die Kunst des Meisters selbst, auf deren ethischen Gehalt und wahre Lebenssubstanz stets aufs neue hinzuweisen, der letzte Zweck jeder solchen Publication ist.

Inhalt.

Eine stille Liebe zu Beethoven.

1. Die Einführung.

Im Jahre 1857 brachte die Leipziger Wochenschrift ‚Die Grenzboten' unter dem Titel 'Aus Beethovens späteren Lebensjahren' Mittheilungen aus dem Tagebuche einer jungen Dame, die in ihrer Anspruchslosigkeit allgemeines Interesse erregten. Dieselben waren von der Verfasserin selbst in einfachster Weise zusammengestellt und aus der Erinnerung ergänzt worden. Das Original selbst aber blieb verborgen. Jetzt ist die Dame todt und mir das Tagebuch übergeben worden, um daraus zu veröffentlichen, was zur Erkenntniß von Beethovens Leben und Wesen nothwendig erscheint.

Es ist aber nicht der Reflex von Beethovens Wesen in dem ungetrübten Spiegel dieser ebenso zart

wie lebhaft empfindenden Frauenseele allein, — es ist, was dort nicht zu ersehen war, auch diese weibliche Seele selbst, die bei aller fast zaghaften Bescheidenheit ihres Charakters und bei allem Stückweisen dieser Aufzeichnungen unsere innere Antheilnahme erweckt. Beethovens Geist und mehr noch der Adel seiner Gesinnung, die natürliche Güte und einfache Tüchtigkeit seines Wesens, mit einem Wort die ganze Menschlichkeit seines Innern treten uns allerdings aus diesen Aufzeichnungen deutlich entgegen, und wir begreifen, daß bei der nähern persönlichen Berührung der Eindruck dieses Wesens auf jene Dame ein tief eindringender und sogar überwältigender sein mußte.

Ist es nun aber dabei weiter von Interesse zu erkennen, wie die zarte Neigung dieses Herzens sich mit der Zeit aller Eigenwünsche entkleidet und zu einem aufrichtigen und tiefen Gefühle verehrungsvoller und hülfsbereiter Freundschaft wird, so haben wir andererseits hier ein ganz besonders anschauliches Beispiel davon, wie nach der Natur seines hohen Geistesstrebens dieser Künstler von solcher Art stillen Wirkens und treuen Helfens im wirklichen Leben, wie sie sich ihm hier bei der Familie der jungen Dame und bei dieser selbst darstellte, nur wenig Begriff hatte und im

Grunde auch nicht gar zu viel hielt. Vielmehr zog er zunächst durchaus vor, seine persönliche Meinung und den eigenen Willen auch in Dingen walten zu lassen, die ihm ebenso meilenweit fern lagen, wie ihm die Einsicht in die Bedingungen und Gesetze seines künstlerischen Schaffens von absoluter Sicherheit war. Und so sehen wir denn hier zugleich wie mit Augen die Fäden jenes traurigen Verhängnisses sich spinnen und um sein Haupt ziehen, das sich ihm durch die Aufnahme des bekannten Neffen bereitete und schließlich auch die Katastrophe in diesem leidesvollen Lebensdrama herbeiführte. Es ist das von diesem Punkte sich ausbreitende Dunkel in diesen späteren Lebensjahren des Meisters auch aus diesen Aufzeichnungen einer dritten Person deutlich zu erkennen, und dasselbe bildet sogar den tragischen Hintergrund, auf dem sich diese an sich mehr gemüthvoll idyllische Scene des Privatlebens abspielt.

Zur Einleitung in die Sache selbst diene Folgendes.

Herr Giannatasio del Rio, von Geburt ein Spanier und nebst seiner Frau, einer gebornen Italienerin, früher Erzieher in einem gräflichen Hause, besaß schon seit dem Jahre 1798 in Wien ein Erziehungsinstitut

für Knaben. Im Jahre 1815 nun war Beethoven durch das Testament seines jüngeren Bruders Karl zum zweiten Vater von dessen hinterbliebenem einzigen Sohne gleichen Namens bestimmt worden. Da die Mutter dieses damals achtjährigen Kindes wegen schlechten Lebenswandels von aller Einwirkung auf die Erziehung desselben ausgeschlossen werden mußte, Beethoven selbst aber als Unverheirateter keinen eigenen Haushalt besaß, so bestimmte das Gericht, daß der Knabe in ein Institut komme. Als solches wählte Beethoven dieses Giannatasio'sche, das ihm besonders empfohlen worden war.

Neben einer treu waltenden aber kränklichen Mutter walteten hier zwei Töchter: die ältere, Fräulein Fanny, geboren am 26. Mai 1790, also damals fünfundzwanzig Jahr alt, die Verfasserin unseres Tagebuchs, und die zwei Jahr jüngere, Fräulein Nanni, verlobt mit einem Herrn Leopold von Schmerling, dem Vater der jetzigen Besitzerin jener Aufzeichnungen. Diese letztere schildert uns das ‚Tantchen' und deren Schwester, ihre Mutter, so:

„In ihrer Jugend soll sie sehr hübsch gewesen sein, obgleich nicht so sehr wie es meine Mutter, ihre

einzige Schwester war, denn letztere soll eine Schönheit gewesen sein. Nach allem was ich hörte, scheint Beethoven sich für meine Mutter interessirt zu haben, doch war sie schon Braut meines Vaters.

„Tantchen war klein, Mutter in mittlerer Größe. Die Haare Tantens waren braun, die von Mutter noch dunkler, beinahe schwarz. Tante hatte grünblaue Augen mit einem schönen, theils schwärmerischen, theils lebhaften Ausdruck. Mutter hatte braune sehr lebhafte Augen mit theils feurigem, theils sanftem Blick. Es wurde oft gesagt, in Mutters Adern fließe südliches Blut, weil sie so sehr lebhaft war, aber auch unendlich tief fühlend. Tantchen war ruhiger und sehr schüchternen Charakters. Sie erzählte mir oft, daß sie als junges Mädchen gleich so sehr in Verlegenheit kam, daß sie sich in einem fort versprach und dadurch immer noch mehr verlegen wurde, so daß sie ein paar Mal davon lief.

„Der Charakter Tantchens war im Grundzug etwas melancholisch, während der der Mutter sehr heiter war. Tante konnte jedoch auch sehr heiter sein und war besonders sehr bewandert Gedichte komischer Art zu schreiben. Was in der Familie Komisches vorfiel, wurde von Tante entweder in Knittelversen oder sonstwie besungen."

Jene Melancholie scheint aber auf einer inneren Organisation, die sogar vorwiegend physischen Grundes war, beruht zu haben. Denn es heißt da: „Das arme Tanterl war aber auch sieben Mal in ihrem Leben gemüthskrank, wobei sie in große Melancholie verfiel. Sie wurde davon geheilt und war wie im Himmel, als es ihr wie ein Schleier vom Geist fiel." Ein solcher Krankheitsfall begegnet uns schon in den Aufzeichnungen unseres Tagebuchs im Jahre 1812. Acht Monate hatte das Leiden gedauert, dann war plötzlich das Gemüth wieder völlig frei geworden. Ein Hauptzug dieses Gemüthes ist eine ganz besonders und geradezu unsagbar innige Freude an der schönen Natur, als hätte sie instinctiv an ihrer Harmonie Heil für ihr eigenes Wesen gesucht und gefunden. Diesen Zug theilte sie mit Beethoven. Man denke nur an die Pastoralsymphonie.

Obendrein war Fräulein Fanny das Jahr zuvor, ehe unsere Auszüge beginnen, von dem Tode ihres Verlobten betroffen worden. Sie ist denn auch zeitlebens unvermält geblieben, jedoch 83 Jahr alt geworden.

Ihr Wesen charakterisirt sich weiter im ganzen mit Goethe's schönem Wort auf Gretchen:

„Und all ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt.“

Wie denn auch unser großer ‚Unbehauste‘, von einer künstlerischen Hochthat zur andern stürmend und, ein wahrer Faust, die Felsen der zeither gewohnten Empfindungs- und Kunstweise ‚zu Trümmern schlagend‘, es liebte, wenn er das Fräulein ‚so mit dem Schlüsselkorbe im Hause umhergehen sah, über sie zu lächeln und scherzhaft zu äußern: ‚Da kommt die Frau Aebtissin!‘ — was, wie die junge Dame ebenfalls selbst erzählt, ihr ‚schon gar nicht gefallen wollte‘.

Andrerseits zeigt sich in diesem Hause überall die gute deutsche Bildung und was mehr ist, sogar eine aufrichtige und nicht spielende Neigung zu dem schönen und erhebenden Dasein in dem geistigen und künstlerischen Leben der Menschheit. Ja ein Beweis jener tieferen Cultur und inneren Erweckung, wie sie unser deutsches Leben und nicht am wenigsten das österreichische auszeichnet, ist vor allem die eifrig betriebene Pflege derjenigen Kunst, die von diesem inneren Leben und seiner Entwicklung die sicherste Kunde gibt, — der Musik.

Zunächst schreibt die Besitzerin des Tagebuches selbst von den beiden Schwestern:

„Beide hatten schöne Sopranstimmen, Tante tieferen. Das Fräulein Frölich, die gewesene Braut Grillparzer's, mit welcher ich kürzlich beisammen war, denkt noch mit Entzücken an ein Recitativ und Arie aus Titus, welches Tante so wundervoll gesungen haben soll. Ich selbst hörte Tante noch die Arie aus Freischütz mit dem Gebet singen; sie war damals 60 Jahre alt und sang noch mit größter Laune und schönem Vortrag. Tante war überhaupt außerordentlich musikalisch. Sie sang in ihrer Jugend mit Schubert Duetten. Dann wurden auch im Hause meines Großvaters kleine Opern aufgeführt, wo Mutter und Tante die Hauptrollen sangen.“

Was uns jedoch von größerer Bedeutung ist, — aus dem Tagebuch selbst erfahren wir, daß hier vor allen Mozart's und was vor sechzig Jahren mehr heißen will, Beethoven's ‚göttliche‘ Compositionen gesungen wurden. Und ein deutlich redender Beweis, mit welchem Gefühle diese Musik aufgenommen ward und daß hier in der That ein weit vorgeschrittener Grad innerer Entwicklung herrschte, ist die einfache Notiz des Fräuleins, als am 29. November 1814 zu Ehren der Gäste des Wiener Congresses eine festliche Pro-

duction ausschließlich mit Beethoven'scher Musik stattgefunden hatte:

„Den 3. December. Dienstag entzückten mich Beethoven's Meisterwerke. Dieser Götterfunke flößt mir Ehrfurcht ein.“

Es war, abgesehen von der ‚Schlacht von Vittoria‘ und dem ‚Glorreichen Augenblick‘, die Siebente Symphonie, was damals zur Aufführung gelangte, und wie weit ging diese damals noch über den Horizont selbst der ‚Kenner‘. —

Fragen wir nun weiter nach dem Anlaß zur Führung eines Tagebuches bei diesem Fräulein, da es doch keine alltägliche Sache ist, seine Erlebnisse aufzuschreiben, so sagt uns das erste Blatt dieser Aufzeichnungen selbst:

„Den 1. Januar 1812. Schon lange war es mein sehnlicher Wunsch, ein kleines Tagebuch zu halten, doch immer hinderten mich Zeit und Umstände daran. Auch dieses soll kein ächtes Tagebuch werden. Nur manche frohe und, woran es gewiß nicht fehlen wird, trübe Stunden will ich aufzeichnen, da mir solche Er-

innerungen immer Vergnügen gewähren. Die ersteren stellen sich uns in einem noch schöneren Lichte dar, und wie angenehm ist die Erinnerung an vergangene unangenehme Stunden!"

So wären denn auch die Aufzeichnungen selbst wol ganz in dem stillen Gehege privatpersönlicher Existenz verharrt, wenn nicht plötzlich an diese Enge eine Erscheinung herangetreten wäre, die dieselbe in gewissem Sinne zur Welt erweitert und uns dadurch das Recht gegeben hat, uns sogar um solche innigste Geheimnisse eines persönlichen Empfindens zu bekümmern. Wenigstens ein lebendiger Hauch jener mächtigen Geistesschöpfung, die in Beethoven's Kunst lebt und unserer ganzen Zeit den schaffenden Odem in der Kunst wieder eingeblasen hat, wird uns auch aus diesen meist blos mädchenhaften oder wenigstens stets ganz in der Sphäre des weiblichen Empfindens verweilenden Aufzeichnungen anwehen. Daß aber die Schreiberin überhaupt fähig war, von diesem Geiste oder vielmehr dem tieferen seelischen Leben und Wesen des großen Künstlers etwas zu empfinden und sogar sich in Worten zum Bewußtsein zu bringen, verdankt sie eben vor allem dem Umstande, daß sie sich gewöhnt hatte sich

mit ihrem eigenen inneren Leben abzugeben und dadurch der Lebensspur aller menschlichen Existenz nahe gekommen war. Wir werden dies aus den Aufzeichnungen selbst deutlich erkennen. —

Ueber die Einführung dieses Genius aus der ‚schönen aber einsamen Höhe‘ seiner Künstlerexistenz in die erquickende Enge eines solchen echten Familienlebens nun erfahren wir ebenfalls durch das Fräulein selbst das Nähere.

In jener gleichen Congreßzeit nämlich hatte in dem Giannatasio'schen Hause der Cabinetssecretär Friedrich Wilhelms III. von Preußen, Hofrath Duncker aus Berlin gewohnt und war mit den jungen Damen in den freundschaftlichsten Verkehr getreten. Er hatte viel mit ihnen musizirt, ihnen Gedichte vorgelesen und ein patriotisches Trauerspiel „Leonore Prohaska“ mitgetheilt. Duncker war ebenfalls ein großer Bewunderer und Verehrer Beethovens, und durch ihn erfuhren die Mädchen zuerst auch manches Persönliche von dem Meister, den sie so hoch verehrten und der so eben durch jene Congreßaufführung und die Wiederaufnahme des ‚Fidelio‘ in seiner zweiten und eigentlichen Heimat Wien zuerst auf die volle Höhe des Weltruhmes gehoben worden war.

„Heute erfreute mich unser lieber Duncker mit dem Geschenk Fidelio außerordentlich. Wie doppelt theuer ist mir dieses Geschenk!“ schreibt am 25. Januar 1815 das Fräulein auf. Duncker aber wünschte von Beethoven Musik zu seinem Schauspiele und hatte deswegen mit ihm häufige Zusammenkünfte. Die wenigen Stücke, die Beethoven wirklich zu diesem Zwecke verfaßte, befinden sich noch im Besitze der Nachkommen Giannatasio's. Es kam aber zu keiner Aufführung, und die Stücke sind ebenfalls Manuscript geblieben. Die Damen waren also sehr gespannt auf die Bekanntschaft, denn Duncker hatte viel Schönes und Gutes von Beethoven erzählt, und wir vernehmen nun den Beginn der Bekanntschaft im Anfang des Jahres 1816 so:

„Den 25. Januar. Was ich so oft vergebens gewünscht habe, Beethoven möchte zu uns kommen, ist geschehen. Gestern nachmittags kam er mit seinem kleinen Neffen das Institut zu sehen, und heute ist schon alles in Richtigkeit. Nichts von meiner kindischen Verlegenheit! Dennoch bin ich zu entschuldigen, da viele Gedanken mir im Kopfe herumfuhren und die Auspizien so übel waren, daß ich sehr zerstreut war.

„Wie angenehm es mir ist, eben auf solche Art

in Verbindung mit einem Manne zu kommen, den ich als Künstler so innig verehre und als Menschen achte, kann ich nicht beschreiben. Es ist mir wie ein Traum, daß was wir Jahre lang wünschten, nun geschehen ist. Wie sehr würde es mich freuen, wenn wir in wahre freundschaftliche Verhältnisse mit Beethoven träten und ich vielleicht hoffen dürfte, einige Stunden seines Lebens ihm angenehm zu machen, — ihm, der schon so manche trübe Wolke aus meinem verscheucht hat! Das innige Mitleid, welches ich mit seinem traurigen Zustand der Taubheit habe, ist ein Hauptgrund es zu wünschen.

„Der junge Mann, welcher mit ihm war (es war der Dichter und Schriftsteller Karl Bernard), sagte Nanni: ‚Beethoven wird Sie nun recht oft besuchen‘, — als wenn er gewußt hätte, wie sehr wir es früher gewünscht hatten. In dieser Hoffnung ist es mir so angenehm zu leben, und ich fühle nun ein besonderes Interesse für den Lauf der künftigen Tage.“

Sogleich aus diesen ersten Worten über Beethoven selbst erkennen wir, daß hier nicht entfernt blos das neugierige Interesse an dem ‚großen Mann‘ waltete, wie es auch die Masse der sogenannten Gebildeten

sogar Künstlern gegenüber hegt. Vielmehr ist es vorzugsweise die begeisterungsvolle Aufnahme seines geistigen und künstlerischen Wesens, was hier, wie es den Wunsch der persönlichen Bekanntschaft erzeugt hatte, so auch den Eindruck derselben entschied und den Augenblick der ersten Begegnung zu einem so wirklich bedeutsamen in diesem Kreise und vor allem bei dem Fräulein selbst machte.

Um nun aber diesen Eindruck ganz zu begreifen und darnach die nachfolgenden Mittheilungen ihrem Werthe gemäß zu würdigen, ist es erforderlich, sich des großen Künstlers, den wir da vor uns haben, nach der Bedeutung seines geistigen Strebens und seines künstlerischen Schaffens klar bewußt zu sein, und dazu wird uns am sichersten ein Ueberblick über seine allmälige Entwicklung bis zu diesem Zeitpunkte der Begegnung mit dem Fräulein führen, den wir also zunächst nach den neuesten Forschungen den eigentlichen Mittheilungen vorausschicken.

2. Eine Künstlerbahn.

Laufet, Brüder, eure Bahn
Freudig, wie ein Held zum Siegen!
Schiller.

Ludwig van Beethoven ist im Jahre 1770 zu Bonn am Niederrhein geboren.

Es war damals in Europa und besonders in Deutschland die Zeit, wo der Geist des Menschen zuerst auch in den weiteren Kreisen des Volkes zu sich selbst erwachte und nach seinen Bedürfnissen, nach einer angemessenen Einrichtung seines ganzen Daseins fragte. Die Wissenschaft, vor allem die Philosophie ging mit den praktischen Versuchen einer besseren Einrichtung unseres äußeren Lebens Hand in Hand, es erstand

von England ausgehend und durch die Unabhängigkeitserklärung Amerikas und die französische Revolution unterstützt jene große Bewegung der Geister, der wir verdanken, was wir heute an besserer Gestaltung unseres Lebens besitzen und weiter erstreben.

Dieser Geist nun war es vor allem, der von Westen wie von Osten, von dem freiheitrufenden Frankreich wie von dem rücksichtslos thatkräftig sich aufbauenden Preußen her an den Niederrhein drang und selbst in einer kleinen kurfürstlichen Residenz, wie Bonn war, ein Leben der regsten Art erzeugte. Maximilian Franz, der jüngste Sohn Maria Theresia's und Bruder von Friedrichs des Großen Bewunderer Joseph II., conzentrirte dort diese Bestrebungen, indem er ihnen sowohl an einer glänzenden neuen Universität wie in Kunst und Theater eine Stätte der Entwicklung bereitete. Und außer Beethoven, einem besonderen Schützling dieses genialischen Fürsten, erzeugten diese Verhältnisse eine ansehnliche Reihe hervorragender Männer, die sich später über ganz Deutschland und weiter verbreitet haben; während Beethoven selbst, allerdings weitaus der größte von ihnen allen, dadurch den Anstoß gewann, diejenige Kunst, zu der ihn eine Naturanlage besonders befähigte und der Beruf des

Vaters und Großvaters, die beide tüchtige Musiker waren, von Jugend an führte, nun ebenfalls an den höheren Aufgaben des menschlichen Geistes Antheil nehmen zu lassen und so die Musik zur vollen Höhe ihrer selbst und zum wahren Ausdruck unseres inneren Lebens zu erheben.

In welcher Weise nun dieses Ziel von dem jungen Künstler, der schon damals schrieb: „Werde ich einst ein großer Mann ꝛc.“ erstrebt und von dem heranwachsenden Mann erreicht ward, das ist der Inhalt seines künstlerischen Schaffens wie seines Lebens. Der wahrhaft ungeheuern Energie in der Verfolgung dieses Ziels aber verdanken wir Heutigen abgesehen von Beethovens Werken selbst den gewaltigen Anstoß, den vor Allen er dem höchsten Streben unserer Nation in der Kunst gegeben hat, verdankt aber auch er selbst das eigentlich tragische Heldenschicksal seines Lebens, von dem wir also hier später einige bedeutsame Züge und Wendungen vor uns erblicken sollen.

Zunächst der Trieb, es den großen Vorgängern in seiner Kunst kräftig nachzuthun, und das innerste Verlangen, sich der Mittel, womit sie geschaffen, völlig zu bemächtigen, war es, was ihn von dem geistig so angeregten Rhein weg und an die Donau führte, die

an dieser Phase der Entwicklung unseres Lebens zunächst geringeren Antheil genommen hatte. Allein zu den Aufführungen Shakspeares und der Dichtungen Lessings, Goethes, Schillers, in denen das norddeutsche Geistesleben sich ebenso aussprach wie ergänzte, waren schon in Bonn besonders seit Max Franz jener echt männliche Tragiker Gluck und jener menschlichste aller Künstler, Mozart hinzugekommen, und ein Musiker, nein ein so tiefes inneres Gemüth, wie der junge Beethoven sogleich in seinen ersten Lebensregungen bekundet, konnte nicht im Zweifel sein, daß hier Quellen flossen, die eine ganze Seite unseres Lebens, nein dieses Leben selbst in seiner Tiefe tränkten. Also auf nach Wien, wo das ‚Wasser des Lebens‘ für seinen Genius einzig zu holen war!

Ein erster Besuch der Kaiserstadt im Jahre 1787 führte wol zu einer persönlichen Bekanntschaft mit Mozart, der ihm einige Stunden gegeben und seinen künstlerischen Segen mit den Worten ertheilt hatte: „Auf den gebt Acht, der wird einmal in der Welt von sich reden machen!“ Im übrigen aber war der Aufenthalt in Wien und selbst der Verkehr mit diesem Künstler, der damals völlig in die Erschaffung seines ‚Don Juan‘ versunken war, nicht anhaltend und eindringend

genung, um etwas Anderes zu erzeugen als den dringenden Wunsch, möglichst bald und auf lange dorthin zurückzukehren.

Widrige Verhältnisse verzögerten dies bis zum Jahre 1792. Die Krankheit der braven Mutter, die ihn so jäh von Wien zurückberufen, endete nach bittersten häuslichen Leiden bald mit deren Tode. Der Vater, ein kurfürstlicher Hoftenorist, hatte von seiner Mama die Neigung zum Trunk geerbt und sollte in ein Landstädtchen verbannt werden. Ludwig erhielt die Hälfte seines kleinen Gehalts, um davon die zwei jüngeren Brüder Karl und Johann zu ernähren, kleiden und erziehen zu lassen. Was dem Künstler an Möglichkeit geregelter Ausbildung entging, der Mensch gewann es in seiner inneren Entwicklung um so mehr: auf den kaum 16jährigen Schultern lagen die Pflichten eines Mannes, und er erfüllte sie. Und erst nachdem er sie erfüllt, gedachte er mit vollem Nachdruck auch wieder seiner Pflichten als Künstler. Die Durchreise Haydns durch Bonn nach London war die Anregung, von neuem den Besuch Wiens thätig zu betreiben, und der ‚alte Papa' sollte jetzt des kurfürstlichen Hoforganisten Lehrer werden. Denn Mozart war derweilen gestorben. Der einundzwanzigjährige Künstler sieht dann

Wien zum zweiten Mal, um es nicht wieder zu verlassen. Er wird Schüler Haydns, Schenks, des Componisten des lustigen ‚Dorfbarbiers‘, Salieris und gar des gelehrten aber trockenen Contrapunktisten Albrechtsberger. Die gleiche Treue, die er dem wirklichen Leben und seiner Pflichten gewidmet, ward der Kunst geweiht und keine Uebung gescheut, bis er völlig auch in der Sprache seiner Kunst geübt und wirklich sattelfest war.

Denn was hatte er nicht alles auszusprechen? — Und dies war es, was das musikalische Wien, die Mutter aller wahren Poesie auf diesem Gebiete, sogleich empfand und dem Nachfolger Glucks, Haydns, Mozarts, zumal wenn er selbst seine Compositionen vortrug, laut zujubeln ließ. Er schwamm wenigstens als ausübender Künstler sofort auf der vollen Woge der Gunst des Publikums und damit des äußeren Glücks. Der freie, kühne, hochschwebende, himmelan stürmende Geist dieses Künstlers entzückte die wirklich Gebildeten Wiens, es war etwas von dem wahren Geiste der Zeit, was ihnen hier entgegenhallte. ‚Freiheit, Jugend, Selbständigkeit!‘ schien es aus dieser ‚Sonate pathetique‘ zu rufen, die denn auch bald der halben Welt angehörte. Denn sie sprach in vollen kräftigen Tönen

aus, was er selbst damals am freien Rhein gelebt, gefühlt, vernommen und was lange genug still in seinem Busen geschlummert hatte, bis er die volle Muße wie die äußere Sicherheit zum reinen Aussprechen seiner selbst gewonnen.

Und so wird in ihm voller Ernst und wirkliche That, womit Schiller das Jahrhundert der Kunst und die Künstler selbst begrüßt hatte, in deren Hand ‚der Menschheit Würde' gegeben sei.

Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts Neige
In edler stolzer Männlichkeit,
Mit aufgeschloss'nem Sinn, mit Geistesfülle,
Voll milden Ernsts, in thatenreicher Stille,
Der reifste Sohn der Zeit!
Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze,
Durch Sanftmuth groß und reich durch Schätze,
Die lange Zeit dein Busen dir verschwieg!

— diesen hohen Menschenbegriff, diese Fülle von Aufgaben, die dem wahren Mann und Menschen gestellt sind, um das Leben seiner Zufälligkeit und Vergänglichkeit zu entkleiden und zu einem würdigen und bestandhabenden Ganzen zu machen, nahm dieser Künstler sicher in sein Herz auf. Seine Kunst ward ihm der hohe heilige Beruf, Menschen zu bilden und zum Be-

wußtsein ihrer selbst zu bringen. „Rastlos bethätigt sich der Mann", war dabei sein Spruch, und wie ein lang verhaltener Quell strömt es jetzt mit zahlreichen edelsten Werken aus den verborgenen Tiefen seines Innern hervor.

Ward nun dabei jener äußeren Gefälligkeit seiner Kunst, die ein solch anmuthig unbefangenes und reines Spiegelbild aller eigentlichen Lebensbewegung ist, auch ein beträchtlicher Spielraum gegeben, sodaß in Liedern und Sonaten wie selbst in Trios, Quartetten und Symphonien ein wahres Füllhorn neuer musikalischen Schönheiten über die freudig erstaunte Welt ausgegossen ward, so blieb doch sein eigener ‚aufgeschlossener Sinn' auf die Thaten einer ‚edlen stolzen Männlichkeit' gewendet, von denen zunächst die Besserung der Zeiten und das Heil der Welt abzuhängen schien. Aller ernsten Männer Augen waren damals auf den großen Freiheitsstern gerichtet, der in der französischen Revolution aufging. Und als gar deren Ziel und Meinen in einem einzigen Menschen sich verkörperte, der zudem ganz Mann und That war, — als der junge General Buonaparte mit glänzenden Siegen die hochgefeierte ‚Freiheit' in alle Lande trug, da flammten die Geister auf für diesen

großen Freiheitshelden, der die glorreichsten Zeiten der Geschichte wiederherstellen sollte, und kein Consul der großen römischen Republik erschien größer als diese Gestalt des ersten Generals und bald auch ersten Consuls der neuen französischen Republik.

Was ist da begreiflicher, als daß auch Beethovens Wesen in aufflammendes Zustimmen gerieth, als im Jahre 1798 der spätere König von Schweden, General Bernadotte, der damalige Gesandte Frankreichs in Wien, als gränzenloser Verehrer Napoleons dem großen Künstler, der ihm hier begegnete und dessen ebenfalls heldische Geistesart er sehr wohl erkannt haben muß, den Vorschlag that, dem größten Manne der Zeit ein Denkmal in Tönen zu setzen! — Er hat es gethan, und zwar auf eine Weise, die an Dauer wie an Größe alle andern dem großen Feldherrn und Herrscher gesetzten weit übertroffen hat. Denn er setzte dieses Denkmal dem Geiste, der nach aller wahrhaft Tüchtigen Annahme in dieser Erscheinung waltete. Und ward auch die Heroische (3.) Symphonie, die aus diesem Vorschlag hervorgegangen ist, erst volle 5 Jahr nachher fertig, sie gibt uns doch den Geist wieder, der die ersten Mannesjahre Beethovens beseelte und, größer und wahrer als der Geist Napoleons

selbst, dessen spätere Verirrungen überstand und ein fruchtbarer Trieb zu schönsten Menschenbildern in diesem Künstler blieb.

Allein bald kam dazu ein Größeres, Tieferes, als die bloße Geschichte es bietet und schafft.

‚Frei durch Vernunft!‘ — auch dieses Wort nahm dieser jugendkühne Siegfried nach seinem allernächsten Sinn und achtete im Gefühl des kräftigsten Lebenstriebes und im Sturm des höchsten Strebens nicht der Schranken, die eine unumgängliche Nothwendigkeit dieser unserer Vernunft, unserem Wollen setzt. ‚Du sollst der Schlange den Kopf zertreten, und sie wird dich in die Ferse stechen‘, sagt urälteste Wahrheitsverkündung. Volle Rücksichtslosigkeit gegen sein physisches Dasein, zumal in den Augenblicken höchster Schaffenslust, zerrüttete früh seine körperliche Gesundheit und, was schlimmer erschien, griffen ihm an denjenigen Sinn, der wie er selbst sagt: „bei mir in einem vollkommeneren Grade als bei Andern sein sollte,' den ich einst in der größten Vollkommenheit besaß, in einer Vollkommenheit, wie ihn wenige von meinem Fache haben noch gehabt haben!“ —

„Muth! — Auch bei allen Schwächen des Körpers soll doch mein Geist herrschen, — 25 Jahre, sie sind da,

dieses Jahr muß den völligen Mann entscheiden," hatte er sich zugerufen, als die ersten Spuren solchen Nachlassens der Gesundheit und seiner Folgen sich zeigten. Allein mehr sagt uns, was bei diesem ersten Gewahrwerden einer furchtbar drohend erstehenden dunklen Schreckensgestalt in seinem Leben als Tonlaut und Aufruf aus seiner Seele hervorging, jenes pochend behauptende Motiv des ersten Satzes der C-moll-Symphonie! — ‚So pocht das Schicksal an die Pforte!' hat mehr als 20 Jahr später er selbst dieses männlich sich aufreckende und todeskühn dreinschlagende rhythmische Motiv charakterisirt, und wir wissen heute, daß dasselbe aus der gleichen Zeit von ‚des Jahrhunderts Neige' stammt, in der die ersten Quartette (Op. 18) entstanden, die nur hin und wieder den tiefernsten und oft wildtrüben Sinn dieses vom Schicksal so früh und so schwer Getroffenen aufdecken, aus dem sich allmälig eine höchste und edelste Anschauung von Welt und Menschheit, ein ebenso starker wie idealer Glaube an unser Glück gebären sollte. Und schon jetzt scheint er solche Lösung des Leids zu ahnen: auch das von seligster Glücksempfindung überströmende Adagio jener Fünften Symphonie entstand damals.

Eine hohe Spur war also gefunden, sie konnte zu

höchsten Dingen leiten. Den Zeitgenossen erschienen in seinen ersten Sonaten und Concerten ‚viel Schönheiten', in dem so beliebten Septett ‚sehr viel Geschmack und Empfindung', in seiner Ersten Symphonie ‚viel Kunst, Neuheit und Reichthum von Ideen'. Die Augen der Kunstfreunde wie der blos genießenden Menge richteten sich auf ihn, man ahnte, selbst nach Haydn und Mozart, große Dinge. Niemand aber wußte, was den Künstler selbst damals innerlich erfüllte und in furchtbarster Verzweiflung bis an die Gränzen der Existenz selbst führte.

Denn was schreibt er am 1. Juni 1801 an einen vertrauten Freund nach Kurland, um die gequälte Seele zu erleichtern? Er wünscht ihn zu sich nach Wien. „Denn dein Beethoven lebt sehr unglücklich, im Streit mit Natur und Schöpfer," sagt er und kommt zu jenem erschreckenden Ausruf, wie ihn nur tiefstes Unglück, schwerste Störung im ganzen eigenen Sein und Wollen erzeugt: „Schon mehrmals fluchte ich letzterem, daß er seine Geschöpfe dem kleinsten Zufalle ausgesetzt, so daß oft die edelste Blüthe dadurch zernichtet und zerknickt wird." Wenig Wochen darauf aber wendet er sich vertrauend an einen anderen Freund, der zugleich Arzt ist, Dr. Wegeler in

Bonn. Er bittet um Rath und Hülfe, und wir hören: „Ich kann sagen, ich bringe mein Leben elend zu. Seit zwei Jahren fast meide ich alle Gesellschaften, weil's mir nicht möglich ist den Leuten zu sagen: ich bin taub! — Ich habe schon oft — mein Dasein verflucht. Plutarch hat mich zu der Resignation geführt. Ich will, wenn's anders möglich ist, meinem Schicksale trotzen, obwohl es Augenblicke meines Lebens geben wird, wo ich das unglücklichste Geschöpf Gottes sein werde."

Und als der Freund sich seiner angenommen und nun neuen Bericht begehrt, antwortet er am 16. Nov. 1801, daß es ihm zwar im ganzen besser gehe, — aber „dieses Uebel!" — „O die Welt wollte ich umspannen von diesem frei!" ruft er dabei aus. „Meine Jugend, ja ich fühle es, sie fängt erst jetzt an. Jeden Tag gelange ich mehr zu dem Ziel, das ich fühle, aber nicht beschreiben kann. Nur hierin kann dein Beethoven leben. Nichts von Ruhe! — So glücklich als es mir hienieden beschieden ist, sollt ihr mich sehen, nicht unglücklich! Nein das könnte ich nicht ertragen. Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen, ganz niederbeugen soll es mich gewiß nicht. O es ist schön, das Leben tausendmal leben!"

‚Durch Nacht zum Licht!‘ — Welch überströmendes Lebensgefühl! Wir werden noch hören, was für ein neues und schönstes Glück hinzugekommen war, durch die Liebe eines ‚lieben zauberischen Mädchens.‘ Und wem war solche Liebe nöthiger als ihm, der ‚öde und traurig sein Leben zubringen mußte‘, seit ‚der neidische Dämon, seine schlimme Gesundheit ihm einen schlechten Stein ins Bret geworfen‘? Es strahlt und sprüht aus seinem Schaffen, dieses Glück, und was ist alles, was er bisher von unserem Innenleben ausgesprochen, gegen die Sonate in D-moll Op. 31 II., deren wundervoll dramatisch bewegter erster Satz bestimmt in diesen Herbst 1801 fällt und die zuerst wie in persönlicher Rede von persönlichsten Dingen zu reden scheint! Was ist gegen solche Herzenspoesie selbst jene Adelaide, die doch schon damals so allgemein geliebt war, weil sie reine Zärtlichkeit zu athmen schien? Und doch war sie nur ein anmuthig klares Nachsprechen Mozart'scher Seelenlaute von Liebe und Glück. Liebe und Glück oder was sonst hier als Inhalt des sprühendsten Lebensgefühles gelten mag, spricht aber so innig wahr und schön wie Mozart's Weisen sind, erst mit jener D-moll-Sonate auch dieser Beethoven in selbsteigenen Worten aus, und auf welchem Grunde

ernstesten Mannesstrebens, auf welchem Grunde tiefster Leiden um dieses höheren Strebens willen!

Und doch ward sie untreu, deren Liebe hier wahrhaft neues Leben aus Leiden hatte erblühen lassen? — Wir werden davon noch hören. Aber wie hoch mußte er Treue achten, dem die Liebe schon solch ein höchstes Lebensgut hatte dünken müssen! —

Nach kurzer Scheinbesserung nimmt das Gehörleiden wieder zu, mit ihm die schrecklichste innere Verwirrung. Wem Beethovens Töne nicht redeten, — und welchem wirklichen Menschengemüthe blieben sie stumm? — dem würde das Schriftstück reden, das er, nachdem auch die ‚schönen Sommertage‘ keine Linderung gebracht, am 6. October 1802 im Dorfe Heiligenstadt bei Wien verfaßte und das, weil es an jene beiden Brüder als die Erben gerichtet ist, den Namen ‚das Heiligenstädter Testament‘ erhalten hat.

„O ihr Menschen, die ihr mich für feindselig, störrisch oder misanthropisch haltet oder erkläret, wie unrecht thut ihr mir, ihr wißt nicht die geheime Ursache von dem was euch so scheint,“ beginnt es hier. „Mein Herz und mein Sinn waren von Kindheit für das zarte Gefühl des Wohlwollens, selbst große Handlungen zu verrichten dazu war ich immer aufgelegt.

Aber bedenke nur, daß seit sechs Jahren ein heilloser Zustand mich befallen! — Mit einem feurigen lebhaften Temperamente geboren, selbst empfänglich für die Zerstreuungen der Gesellschaft mußte ich mich früh absondern, einsam mein Leben zubringen ....“ Dann erzählt er, wie in diesem Sommer einmal jemand neben ihm stand — es war sein Schüler Ferdinand Ries — und von weitem eine Flöte hörte und er nichts hörte. „Solche Ereignisse brachten mich nahe an Verzweiflung, es fehlte wenig und ich endigte selbst mein Leben!“ sagt er. „Nur sie, die Kunst, sie hielt mich zurück, ach es dünkte mir unmöglich, die Welt eher zu verlassen, bis ich das alles hervorgebracht, wozu ich mich aufgelegt fühlte.“

Und dann kommt ein religiöser Aufblick, der uns die schönsten und erhabensten Stellen seiner eigenen Werke wie mit Worten erklärt:

„Gottheit, du siehst herab auf mein Inneres, du kennst es, du weißt, daß Menschenliebe und Neigung zum Wohlthun darin hausen. O Menschen, wenn ihr einst dieses leset, so denkt, daß ihr mir unrecht gethan, und der Unglückliche, er tröste sich, einen seines Gleichen zu finden, der trotz allen Hindernissen der

Natur doch noch alles gethan, um in die Reihe würdiger Künstler und Menschen aufgenommen zu werden."

Weiter verfügt er über sein kleines Vermögen, dessen Hauptwerth ein Quartett edler Streichinstrumente bildete, das sich jetzt auf der Berliner Bibliothek befindet, und ruft den Brüdern zu: „Empfehlt euren Kindern Tugend, sie nur allein kann glücklich machen, nicht Geld! Ich spreche aus Erfahrung. Sie war es, die mich selbst im Elende gehoben. Ihr danke ich nebst meiner Kunst, daß ich durch keinen Selbstmord mein Leben endigte. Lebt wohl und liebt euch."

„So wär's geschehen, mit Freude eile ich dem Tode entgegen," schließt er. „Kommt er früher als ich Gelegenheit gehabt habe, noch alle meine Kunstfähigkeiten zu entfalten, so wird er mir trotz meinem harten Schicksale doch noch zu früh kommen, und ich würde ihn wohl später wünschen. Doch auch dann bin ich zufrieden. Befreit er mich nicht von einem endlosen leidenden Zustande? – Komm wann du willst, ich gehe dir muthig entgegen."

Und so tief ist die Trauer in sein Leben eingedrungen, daß er einige Tage nachher nochmals die Feder ergreift, die sonst nur dem Dienst seiner Muse geweiht war und da die inneren Wunden der Schöpfung

durch die steten Wunder einer zweiten schöneren Schöpfung, wie man die Kunst genannt, heilen half. Es ist ein wahrhaft ergreifendes Bekenntniß seines Lebensleids:

„So nehme ich denn Abschied von dir, und zwar traurig. Ja, die geliebte Hoffnung, die ich mit hieher nahm, wenigstens bis zu einem gewissen Punkte geheilet zu sein, sie muß mich nun gänzlich verlassen. Wie die Blätter des Herbstes herabfallen, gewelkt sind, so ist auch sie für mich dürr geworden. Selbst der hohe Muth, der mich oft in den schönen Sommertagen beseelt, er ist verschwunden.“

Er schließt mit der schmerzlichen Bitte:

„O Vorsehung, laß einmal einen reinen Tag der Freude mir erscheinen! So lange schon ist der wahren Freude innigerer Widerhall mir fremd. O wann, o wann, o Gottheit, kann ich im Tempel der Natur und der Menschen ihn wieder fühlen? Nie? — nein — o es wäre zu hart!“ —

So klagte dieser Mann, dieser Künstler, und was wußte die Welt davon? — Aber dann, im nächsten Frühjahr 1803, trat er vor sie hin und verkündete ihr wenigstens, was ‚trotz allen Hindernissen der Natur‘ ein würdiger Künstler und Mensch zu thun und wie er dabei dennoch sogar ‚hohen Muthes‘ zu sein ver-

möge, — verkündete es vor allem in jener Zweiten Symphonie, die in diesem trüben Herbst in Heiligenstadt fertig geworden war. Und wenn man auch diese neuen Werke noch im allgemeinen mehr anstaunte als begriff: im Hintergrunde stand doch das dunkle Gefühl eines Neuen, Kühnen, Großen, Erhabenen, und dies selbst in der dumpfen Menge der bloß Genießenden in der Kunst. Ja einer der Berichterstatter erhebt sich sogar zu dem Verständniß des Glanzes und der Kraft, die sich wie Morgenroth schon in diesen ersten Werken zeigen, mit dem Wort über das Oratorium ‚Christus am Oelberg': „Es bestätigt mein schon lange gefaßtes Urtheil, daß Beethoven mit der Zeit eben die Revolution in der Musik bewirken kann wie Mozart. Mit großen Schritten eilt er dem Ziele entgegen."

Als nun aber ein solcher ‚großer Schritt' und immer einer der größten ebenfalls kund ward, — als in dem Adagio der Dritten Symphonie, der ‚heroischen', wirklich das Leid jener Bekenntnisse Ausdruck gewonnen und sich zum tragischen Gefühl der Hemmung und Vernichtung alles Großen und Wahren in dieser Welt erhoben hatte: ja da fand man darin ‚des Grellen und Bizarren allzuviel' und sah nur ‚ein ganz

ungebändigtes Streben nach Auszeichnung und Sonderbarkeit, das aber nirgends Schönheit oder wahre Erhabenheit und Kraft bewirkt habe'. Beethoven selbst aber soll, als man vor allem die große Länge dieses Werkes beklagte, geantwortet haben: wenn er eine Symphonie schreibe, die eine Stunde dauere, so werde man sie wohl kurz genug finden! Und Thatsache ist, daß er auch den beifallklatschenden Theil des Publicums ‚keines Kopfnickens würdigte'. Er wußte, was er an Leid und Schauen, an Erhebung über das gemeine Dasein und Ermuthigung zu Kampf und Wirken in dieses erste vollgültige Zeugniß seines Genius hineingearbeitet hatte und was es werth war. Was galt ihm die vielköpfig wandelbare Menge?

Aber dem das Werk gewidmet war und zwar mit der Aufschrift, der einfachsten von der Welt: ‚Buonaparte — Luigi van Beethoven', war er desselben würdig geblieben? — Es existirt ein Bericht, der zu charakteristisch für Beethoven's Auffassung der Kunst wie des Lebens der Menschheit, dessen Deuterin sie sein soll, erscheint, als daß er hier fehlen dürfte. Jener Schüler Ries erzählt nämlich:

„Ich war der erste, der ihm die Nachricht brachte, Bonaparte habe sich zum Kaiser erklärt, worauf er in

Wuth gerieth und ausrief: ‚Ist der auch nichts anderes wie ein gewöhnlicher Mensch! Nun wird er auch alle Menschenrechte mit Füßen treten, nur seinem Ehrgeize fröhnen. Er wird sich nun höher als alle Anderen stellen, ein Tyrann werden!‘ Beethoven ging an den Tisch, faßte das Titelblatt oben an, riß es ganz durch und warf es auf die Erde. Die erste Seite wurde neu geschrieben und nun erst erhielt die Symphonie den Titel: Sinfonia eroica.“ — Das war Manneszorn.

Allein die Ideen, die hier Ausdruck gefunden, jene Begeisterung für Menschenrecht und Freiheit, die hier in einem so mächtig weltbewegenden Heldenleben und der ergreifenden Feier des Todes eines solchen Menschheitshelden sich mit erhaben kühnen Harmonien und Rhythmen ausspricht, — alles dies war nicht verloren und sollte bald genug Gelegenheit finden, der erhebende Hintergrund zu einem echtesten und schönsten menschlichen Thun zu werden.

Die innerlich große Gestalt nämlich, die sich schon in den allerersten Werken Beethovens kund thut, war doch nicht ganz verborgen geblieben. Vielmehr schon jene Aufführung des ‚Christus am Oelberg‘ im Frühling 1803 hatte dem Künstler den Auftrag gebracht, für das Theater an der Wien eine neue Oper zu

schreiben, und zwar unter Bedingungen, die zugleich ihm selbst eine sorgenfreie Existenz zu bieten versprachen. Aeußere Umstände ließen diesen Plan nicht zur Ausführung kommen. Jetzt im Jahre 1804 aber, wo auch die Eroica zu Gehör der Kenner gekommen war, machte die neue Direction jenes Theaters dem ,eben in voller Jugendkraft stehenden' Beethoven den gleichen Antrag. Es war Fidelio, was daraus hervorging.

Was brauchen wir ein Wort zu verlieren über den Gehalt und die Schönheiten dieses unsterblichen Werks? Ein edler Streiter für Freiheit und Wahrheit schmachtet durch die Gewaltthat eines persönlichen Feindes im Kerker: seine Gattin Leonore legt Manneskleidung an, um im Gefängniß Dienst nehmen zu können, und befreit den Gatten in dem Augenblick, wo ihm sein ,Mörder' den Tod anthun will, — befreit mit ihm die Menge der ebenfalls durch politische Tyrannei leidenden Gefangenen. ,Es sucht der Bruder seine Brüder!' und ,Tödt' erst sein Weib!' — diese beiden Worte bezeichnen uns die ganze Atmosphäre und den Aufschwung zu kühnem Mannesthun selbst im schwachen Weibe. Wo ,Menschenliebe und Neigung zum Wohlthun hausen', erzeugt sich auch die edelste Liebe und opferfähigste Treue gegen den Geliebten.

Und glaubt man, daß dieser hohe Sinn der Zeit, in solchem Gewande sich darstellend und so mit dem eigenen Herzblut geschrieben, der Zeit unverständlich geblieben wäre? Ob die ungünstigen Umstände, vor allem die Invasion der Franzosen in Wien im Herbst 1805, das Werk nicht zum vollen Eindringen kommen ließen und nach der neuen Umarbeitung im Frühjahr 1806 der Künstler selbst dasselbe in dem momentanen Wahne, es werde nicht geziemend gewürdigt oder doch nicht genügend ausgeführt, von der Bühne zurückzog: — es haftete nach seinen Haupteindrücken und entscheidenden Motiven, sowie sie sich zugleich in dem Spiegelbilde rein instrumentaler Kunst, in der großen Leonoren-Ouvertüre darstellen, tief in dem Gemüthe aller deren, welche die Kunst als ein Stück des Lebens der Menschheit im Herzen tragen, und wir werden ihm als einem entscheidenden Stück der eigenen Lebensgeschichte Beethovens bald wieder begegnen.

Aber diese Herzen, sie blieben vereinzelt, verborgen oder waren doch nicht im Stande, den Künstler, der solches schuf, ans volle Licht hervorzuziehen und in die richtige Kunst- und Lebensstellung zu setzen. So zog denn nach solchem scheinbaren Scheitern seines besten Wollens dieser selbst tief trübgesinnt sich in die

Einsamkeit und seine eigene Welt zurück. Und wahrlich, sie bot ihm mehr als die in ihrer Gunstbezeugung wogend wechselnde Außenwelt. Und was hatte er nicht noch alles zu leisten, wozu fühlte er sich nicht noch ‚aufgelegt‘? — ‚So pocht das Schicksal an die Pforte!‘ und ‚Kann ich im Tempel der Natur und der Menschen ihn wieder fühlen, der wahren Freude innigeren Widerhall?‘ das waren die Themen, die ihm das Leben selbst aufgegeben hatte. Sollte er säumen, sie zu lösen? Sollte er an einem Leben verzweifeln, das ihm selbst solch hehre Aufgaben gestellt, solch erhaben freudebringendes Thun für alle Nachwelt auferlegt?

Der innere Zusammenhang des Lebens, das tragische Verhängniß des Menschseins, es klärt sich ihm auf. Kühn kämpft sein freier Menschensinn gegen das Schicksal äußerer Gebundenheit an, — es ist ein mannesmuthiges Behaupten, ein Aufrufen der eigenen Kraft und des eigenen Rechts in diesem 1. Satz der C-moll-Symphonie, wie es in der stummen Tonkunst so deutlich redend und uns selbst wieder aufrufend nicht gehört worden war. Und was gilt's, er hat den Sieg? ‚Ein' feste Burg ist unser Gott!‘ — diesen Stolz und Triumph der höheren Kraft ins menschliche Bewußtsein übersetzt, und wir haben die persönliche Dar-

legung, die thatsächliche Behauptung jenes hohen Menschensinns, der seiner Abkunft vom Ewigen und Allmächtigen gewiß ist! Daher selbst bei allem Anklingen wunder Wehmuth in dem Adagio, welch zutrauende Hingabe, welch innere Gewißheit des Sieges! Und wo waren bisher Klänge, Fanfaren dieses sicheren Siegs unseres besseren Wollens zu vernehmen, von solcher jubelnden Macht, von solcher strahlenden und allentzückenden Herrlichkeit wie in dem Finale dieser Symphonie? — nach jenem Scherzo, in dem sich durch Kampf und Leiden alle Lebensgeister neu gesammelt und neu geboren mit geheimnißvoller Macht wie von allen Seiten kämpfend, siegend, niederwerfend ans Licht hervordrängen!

In diesem Werke, in dieser Fünften Symphonie, das müssen wir uns sagen, ist Beethoven selbst geboren, der große freie kühne Beethoven, dessen Kraft inneres Licht, dessen Schild der hohe und wahre Zweck der Menschheit, Freiheit, Glück, Selbstsein ist! — Das ist Mannes Werk. Die Hemmung, die Noth ist überwunden, das Leben von innen heraus befreit. So scheint es in lichter Geistesrüstung und kühnem Lebensmuth das Leben selbst im freudigen Sturme zu erobern, zu besitzen, zu bewahren

möglich. Es ist ein laut aufrufendes Wort an jeden, der Glück und Freiheit gewinnen will. „Du hast sie zerstört, die schöne Welt, mit mächtiger Faust!“ singt Goethe.

Mächtiger der Erdensöhne,
Prächtiger baue sie wieder,
In deinem Busen baue sie auf!“

Der Sinn des Lebens ist ins Bewußtsein getreten, und Jedem ist in die Hand gegeben, das Leben seiner Bedrängung und Vergänglichkeit zu entkleiden und zum unvergänglichen Gut zu erheben.

Diesen Beethoven also müssen wir uns stets vergegenwärtigen, um sein Leben, um sein Leiden zu verstehen. Sein Dasein mußte ein steter kühner und doch oft fast hoffnungsloser Kampf sein. Mit todeswunder Brust sucht er nun selbst ‚der Freude innigeren Widerhall‘, sucht das Glück ‚im Tempel der Natur und der Menschen.‘ — Und dies ist die sechste, die Pastoral-Symphonie, ‚Erinnerung an das Landleben‘ überschrieben. Hier hören wir denn vom ‚Erwachen heiterer Empfindungen bei Ankunft auf dem Lande‘, erleben eine Scene am murmelnden Bach mit dem Frieden der Natur im munteren Vogelgesang, ein ‚lustiges Zusammensein der Landleute‘ mit Tanz und Spiel, bis Gewitter und Sturm herandringen und endlich die

überstandene Mahnung an die Schrecken der Natur und des Lebens mit ‚frohen und dankbaren Gefühlen' gegen die höhere Macht des Daseins besungen wird.

Und dieses letztere ist für Beethoven selbst der letzte Sinn und Zweck wie das Resultat seiner inneren Hinwendung zu einer Macht, die uns von Noth und Drang des Daseins befreit. Was waren ihm die Lebensmächte, die er bisher kennen gelernt? Die Freiheitsbewegung, die er so hoffnungsreich gepriesen, hatte der Wind verweht. Das eigene Lebensglück, soweit er es in Menschen, in Liebe und Treue der Herzen gesucht, es war zerspellt, verschollen. Die Natur, sie schien getreu zu bleiben und blieb es ihm auch nach dem Maß ihrer Spenden zeit seines Lebens. Allein was war sie? Ein stummes, todtes Bild und blos äußeres Gewand der lebendigen Lebensmächte, die dieses Gemüth suchte. Gleichwohl sucht und findet er auch hier den Hauch eines höheren Waltens, dessen er stets aufs neue und so innerlich bedarf.

Ja das ‚Herr wir danken dir', das in diesem rein instrumentalen ‚Hirtengesang' deutlicher redet, als wenn er nach seiner ursprünglichen Absicht Worte und Chor hinzugenommen hätte, es gewinnt in der gleichen Zeit noch einen besonderen und direct auf das Ziel los-

gehenden Ausdruck, in jener ersten Messe, die er im Jahr 1807 geschrieben. Allein wie auch dieses Werk von empfindungs- und mehr noch geist- und phantasievollen Zügen dieses Menschen und Künstlers erfüllt ist, es hat doch ebenfalls blos das Gewand der Sache ergriffen, das historische Gewand und Erscheinen des Christenthums statt dessen ewigen Sinnes und Gehaltes: ja man geht nicht fehl, von wirklicher Religion das heißt von einem unmittelbaren Empfinden und Erfassen eines Lebendigen und Allwaltenden fast jener Pastorale mehr zuzuschreiben als dieser Messe in C-dur.

Jedoch das Bedürfniß, das tief menschliche Bedürfniß nach einem höheren Halt, nach dem Wesen anstatt des Scheins und der Erscheinung war erwacht, und wir wissen heute und werden es auch hier zum Schluß noch erkennen: dieses heilige Bedürfen der Menschennatur ruhte nicht, als bis es seine volle Befriedigung und zwar im rechten Ziele gefunden hatte. Die eigene Kunst führte diesen Künstler stets aufs neue zum Suchen dieses letzten Zieles. Und wie viel mußte er des eigenen Leids noch erleben, wie viel dieses unsterblichen Bedürfnisses im ganzen Menschengeschlecht und der Wonne seiner Befriedigung noch erfahren, ehe er nun

selbst auch in Sinn und Ausdruck das Ganze traf und uns dauernden Besitz, stets sich erneuende Wonne und Erhebung in seiner Kunst hinterließ! —

In der Geschichte seines eigenen Lebens treffen wir weiter von neuem auf eine entscheidende Begegnung mit seiner Zeit und der ihn umgebenden Welt, von der er wie der geringste Sterbliche abhängig war und die er doch stets wieder vor seinem Schaffen, vor dem Schauen in ein Ewiges völlig vergaß. Am 22. Dec. 1808 war jene erste Vorführung der Fünften und der Sechsten Symphonie, die der Welt oder doch der Wiener Welt, die allerdings damals den Areopag in Dingen der Musik bildete, zuerst auch ohne Hehl und Fehl das echt menschliche Gesicht, den hohen Mannesernst dieses Künstlers zeigte, der seine Musik für eine Offenbarung hielt, ‚höher als alle Weisheit und Philosophie.‘ Allein wieder und noch mehr als zuvor war stummes Staunen der letzte Eindruck selbst bei den Besseren, aber Staunen vor solcher Größe und Energie menschlicher Art und Eigenart. Etwas Anderes hätte schon die Mangelhaftigkeit in der Ausführung all der produzirten Werke nicht gestattet. Aber dieses Gefühl bekundet sich durch seine Wirkung in die spätere Zeit.

Das Nächste aber, was diesem Geiste zum Bilde

des Lebens, zur Darstellung der allgemeinen Lebensbewegung wird, ist die herrliche Erhebung Oesterreichs d. h. des deutschen Volks gegen den Erbfeind Napoleon, dem Beethoven selbst einst ein solch hohes Denkmal gesetzt. Oesterreich feierte im Jahre 1809 seinen eigentlichen ‚Freiheitskrieg‘, dessen Erfolg allerdings erst die Jahre 1813 und 1814 aufwiesen, dessen erster Anruf an den deutschen Geist aber der eigentliche Grund und Wecker jener Bewegung war, die im Frühjahr 1813 vom Norden aus bald ganz Deutschland ergriff. Und sie führte zu der allgemeinen Erhebung der Nation, die endlich den Feind abwarf und was mehr gilt, das Gefühl der Gemeinsamkeit deutschen Geistes und Lebens wiedererzeugte, deren Früchte unsere Zeit endlich zu genießen beginnen soll.

Und dies war es, was in der hellseherischen Weise des echten Künstlers Beethoven sich ersah, als die glänzend frohe Bewegung durch diese Völker Oesterreichs ging und alles zur That, zum Opfer seiner selbst begeisterte. Es war vielleicht einer der frohsten Augenblicke des ganzen österreichischen Lebens. Denn nicht mehr der Soldat, der gedungene Krieger, — das Volk selbst stand zu den Waffen, das Volk in Fürsten und Großen wie in Bürgern und Bauern. Und sein Führer, Erzherzog

Karl, war wahrhaft ein Held solcher Allerhebung eines Volks für seine Befreiung, war es trotz der Schlachten von Aspern und Wagram, die selbst keine Niederlage, doch zu einer solchen in politischer Hinsicht führten.

Dieses heitere Heldenspiel des Krieges, freudiges Marschiren zum Heil des Vaterlandes, zum Schutz von Weib und Kind, dieses frische Treiben der waffenfähigen Jugendkraft, es ward ihm, dem sich ja der Werth des blos Geschichtlichen oder gar Politischen längst enthüllt und zum Wechselbilde eines allgemein Menschlichen geklärt hatte, ein Bild froher Erhebung unseres Wesens überhaupt, und zwar nicht des Einzelnen, sondern des ganzen Lebens zu seiner Befreiung und seinem Glück. Es entstand die Siebente Symphonie. Und glänzender ist diese Lebensseite, dieses heitere Spiel der heldischen Kraft und des ganzen sinnlichen Daseins nebst seinem Resultat, dem sicheren Siege, nie ausgesprochen worden als in diesem Wunderwerke instrumentaler Kunst. Es ward aber auch als solches empfunden und gewissermaßen die Introduction, die erste frohe Siegesfanfare zu dieser Neuerhebung des deutschen Lebens, zu dem wirklichen Sieg und zugleich zum ersten Erwachen des deutschen Wesens zu sich selbst und seinen höheren Aufgaben.

Denn — und mit dieser letzten Phase in Beethovens eigener Entwickelung bis zu dem Puncte, wo wir ihm nun persönlich begegnen sollen, nahen wir uns auch dem Ende dieses biographischen Zwischenspiels, — als nun die allgemeine Erhebung gegen den Allfeind Europas begann und zuerst Wellington bei Vittoria einen siegreichen Schlag auf ihn geführt, da conzentrirte sich der ewige Kriegslärm dieser ganzen letzten zwanzig Jahre in Folge einer äußeren Anregung auch bei unserem Meister zu einem drastischen Bilde desselben mit allen Mitteln seiner Kunst bis zu dem letzten Schall und Knall, über die sie noch verfügen darf. Er schrieb jene Schlacht bei Vittoria, die wir ebenfalls schon nennen hörten, und die Aufführung dieses Werkes im December 1813 zum Besten der bei Hanau Verwundeten löste den Bann, der, so sehr dieser Künstler den Geist der Zeit in sich aufgenommen hatte, doch bei der Masse noch immer auf dem Verständniß seines hochfliegenden Genius gelegen war. Sie ließ selbst die hier ebenfalls zuerst aufgeführte Siebente Symphonie mit wonnigster Freude in die jetzt befreiten Herzen eindringen. „Längst im In- und Ausland als einer der größten Instrumentalcomponisten geehrt, feierte bei diesen Aufführungen

Herr von Beethoven seinen Triumph," sagt ein Fachblatt, und selbst die rein politische Wiener Zeitung, die also Jedermann damals las, nimmt Notiz von diesem Begebniß der Kunst und weiß, daß der einstimmige Beifall des überfüllten Saals enthusiastisch war und sogar bis zur Entzückung stieg.

Jetzt folgte denn auch unmittelbar die Wiederaufnahme des Fidelio, und die neue Bearbeitung, an die der Künstler auf's neue sein volles Herz und sein bestes Können gesetzt hatte, traf zündend die Herzen der Menge und schlug selbst die Kritik der ‚Kenner' in Banden. „Auch Beethoven's herrliche Musik bewunderte ich wieder in Fidelio," schreibt das Fräulein Giannatasio am 27. Juni 1814 auf. „Meinen erhabensten Gedanken leihe Hoheit, führe ihnen Wahrheiten zu, die es ewig bleiben!" hatte aber auch in diesem Frühjahr der Meister selbst in sein Tagebuch geschrieben. „Ungemeine Wirkung, stürmischer Hervorruf!" berichten die Blätter; und was die Hauptsache ist, das Haus war jetzt stets gefüllt und man hoffte und wünschte für ihn nur recht bald eine neue Dichtung im heitern Geiste, „damit seine Phantasie in die Regionen der Wonne geführt würde und seine

Schöpfungen noch mehr den Geist des Entzückens athmen mögen."

Und begreift man jetzt, daß ein solcher Künstler, auf den ganz Wien und Oesterreich stolz war, nun auch seinerseits dazu mitzuwirken berufen war, den ‚heiligen Augenblick' zu feiern, an dem die Fürsten Europas in der Kaiserstadt zusammentraten, um den ewigen Frieden zu besiegeln? Wir vernahmen oben von dem Concerte zu Ehren der Wiener Congreß-Gäste. Mehr das sechstausend Menschen füllten den Saal, es war die Elite der Stadt, ja Europas vertreten, und der hohen sozialen Stellung entsprach eine Bildung, die man wohl als die allgemeine der Zeit betrachten konnte.

„Die ehrfurchtsvolle Zurückhaltung von jedem lauten Beifallszeichen verlieh dem Ganzen den Charakter einer großen Kirchenfeier: jeder schien zu fühlen, ein solcher Moment werde in seinem Leben niemals wiederkehren," berichtet ein Theilnehmer an dieser feierlichen Production. Doch durchbrach, wie dieser Augenzeuge vergessen hat, die Erregung wiederholt die Schranken einer Etiquette, die in Gegenwart der Herrscher kein anderes Beifallsbezeugen gestattet, und

sogar die Wiener Zeitung kann von einem Moment nicht verschweigen, daß dabei „das Entzücken aus allen Anwesenden mit dem lautesten Beifall hervorgebrochen sei, der sogar die starke Begleitung des Compositors weit übertönt habe."

So war denn aus der Enge einer besonderen Kunst und der bloßen Privatexistenz eines Künstlers mit Macht jener starke und kühne Geist ins Freie der Welt hervorgebrochen, der mit seiner ganzen daseinsfrohen Zeit schon in der Jugend sich für Begründung einer würdigeren Existenz unseres Geschlechts, als das bloße sinnliche Dahinleben ist, begeistert hatte und jetzt durch mehr als ein halbes Menschenleben ernsten Mühens auch dahin gelangt war, den Sinn dieses Bestrebens der Zeit zu verstehen und für sein Geschlecht nutzbar und fruchtbar machen zu helfen. Und man verstand oder ahnte doch, was das Gesicht bedeutete, das sich hier zuerst vor einer solchen imponirenden Menge mit solch imponirender Größe und unwiderstehlich eindringender Gewalt gezeigt hatte. Eine neue Fähigkeit kündigte sich hier der Menschheit an, das Innere der Welt und des Lebens zu vernehmen. Und was sie mit diesem neuen Sinn vernahmen, glaubte jeder zu kennen. Und jeder

kannte es, denn es war das Geheimniß seines eigenen Wesens, es war das Leben der eigenen Seele, der sehnende Flug des eigenen Geistes, und darum stand man vor diesem Mann wie vor einem Verkünder und Spender eines höheren und doch so recht eigentlich menschlichen Daseins.

Wie er selbst aber dieses sein künstlerisches Thun auffaßte und was ihm der letzte Zweck desselben war, das sagt uns wieder mit der vollen Unbefangenheit einer großen und reinen Seele sein eigenes Tagebuch.

„Alles was Leben heißt, sei der erhabenen geopfert und ein Heiligthum der Kunst“

so heißt es das eine Mal. Und das andere Mal steht da, offenbar nach jener feierlichen Production, die, wie sie eine Vorführung der innersten Resultate seines Wollens und Meinens von der Welt war, ihm auch selbst den langen mühevollen Weg zu diesem ersten Ziele wie mit einem Blitz in hellster Erleuchtung gezeigt hatte und sein Inneres ermahnte, treu auszuharren, bis auf dieser letzten Wanderung, die dem vom Leben so schwer getroffenen und fast in sich erlahmen-

den Künstler noch bevorstand, auch das letzte Ziel erreicht sei. Er schreibt zunächst:

„Die Ohrenmaschine womöglich zur Reise bringen, alsdann reisen! Dieses bist du dir, den Menschen und ihm, dem Allmächtigen schuldig. Nur so kannst du noch einmal alles entwickeln, was in dir alles verschlossen bleiben muß. Und ein kleiner Hof, eine kleine Kapelle, von mir in ihr der Gesang geschrieben, angeführt, zur Ehre des Allmächtigen, des Ewigen, Unendlichen!" —

Er hatte die höchste Lebensspur gefunden, er sollte sie nicht mehr verlassen, bis das letzte Wort gesprochen, das dieser Mensch von Menschendingen zu sagen hatte. Wir werden auch davon noch hören. —

Und nunmehr können wir zu unseren Tagebuchnotizen selbst übergehen, wir sind jetzt dazu vorbereitet. Und eben daß die einsam stille und ganz absichtslose Schriftstellerin selbst von dem Geiste, der hier in solch hohen Siegesthaten an uns vorüberzog, innerlich angerührt war und sein Wesen zum Prüfstein ihrer eigenen Natur und zum Gegenstand eines innersten Auflebens derselben machte, dies gibt solchen an sich unerheblichen Privataufzeichnungen und persönlichen

Herzensergüssen etwas, das dieselben für alle diejenigen werthvoll macht, die Antheil an dem inneren Leben der Menschheit nehmen und wissen, daß nur mit solchen Thaten des Geistes wirklich ‚Geschichte gemacht', das heißt unserem Geschlechte weiter geholfen wird.

---

3. Selbstgeständnisse.

„Es ist das Bedürfniß zu lieben der lebhafte Wunsch einen Gegenstand zu finden, der meine Gefühle theilt, der beseligend beseligt.“

Wir kommen also zu den Aufzeichnungen der jungen Dame selbst.

Sogleich die erste derselben zeigt uns, wie die persönliche Bekanntschaft mit dem großen Künstler für ihr Herz auch dem fünfundvierzigjährigen halbtauben hypochondrischen Manne gegenüber im ersten Augenblick entscheidend geworden war. Schon am 30. Januar steht da:

„Die Tage beschäftigte mich Beethoven so sehr, das heißt die Erwartung seines Neffen, daß ich mich

fast schämte, destomehr da ich Leopold's und Nanni's Gedanken nicht so ganz unmöglich finde, als es manche finden würden. Wünschen kann ich es nicht, aber verreden kann ich es auch nicht. Denn ich glaube kaum, daß meine Verehrung seines Genies durch näheren Umgang vermindert würde. An Achtung könnte ich aber wohl gewinnen, wenn ich ihn so herzlich und gut fände, wie er uns geschildert wird und was ihn mir schon jetzt ungemein interessanter macht."

Es ist bezeichnend für das wenn auch unbewußte doch völlig sichere Gefühl des eigenen inneren Werthes, daß trotz aller fast schüchternen persönlichen Bescheidenheit ihr weibliches Empfinden sich sogleich mit solcher Bestimmtheit zu einem Manne erhebt, dessen geistige Bedeutung ihr ebenso bewußt war, wie alle Welt von seiner Weltberühmtheit wußte. Sie erfaßte in ihm mit instinctiver Ahnung den echten Mann und Menschen, der dem Künstler zu Grunde lag.

Derweilen hatte Beethoven nun selbst ein Billet an den Vater geschrieben, daß er den Knaben bringen werde. Zum Verständniß desselben ist jedoch vorzubemerken, daß die Mutter desselben, an sich zu In=

trigue und jedem Uebermuth geneigt und jetzt durch die Zurücksetzung von der Vormundschaft und die Verkürzung ihrer mütterlichen Rechte gereizt, alles versuchte, um sich an dem Vormund zu rächen und ihm das Leben sauer zu machen. Dazu kamen Streitigkeiten über den Nachlaß, da sie als eine wohlhabende Wiener Bürgerstochter einen Theil des Vermögens mitgebracht hatte, als dessen Universalerbe der Knabe Karl eingesetzt war. Und was für Beethoven selbst hier das Bedenklichste war: sie suchte auf alle mögliche Weise zu dem Kinde zu dringen und soll sogar einmal als Mann verkleidet sich unter die Knaben des Instituts auf deren Spielplatz gemengt haben. Beethoven, der ungemein viel von dem Knaben hielt und sogar ‚seinem Namen durch seinen Neffen ein neues Denkmal zu stiften‘ gewillt war, — Beethoven fürchtete mit Recht die schlimmsten Folgen von solchem Verkehr, da die ‚böse Frau‘ das eigene Kind zu üblen Dingen, zu Lüge, Verstellung und allerhand Hintergehung des Oheims verführte. Wir werden noch genug davon hören, allein leider zugleich erkennen müssen, daß eine etwas gar zu hohe Meinung von der eigenen Aufgabe und die zuweit getriebene moralische Empfindlichkeit und Rigorosität gegen die Mutter schließlich das Un=

glück, das verhindert werden sollte, eine schlechte Erziehung und sogar sittliche Verderbniß des unglücklichen Kindes erst recht herbeiführten.

Das Billet Beethoven's selbst lautet:

„Ich sage Ihnen mit großem Vergnügen, daß ich morgen endlich mein mir anvertrautes theures Pfand zu Ihnen bringen werde. — Uebrigens bitte ich Sie nochmals, durchaus der Mutter keinen Einfluß zu gestatten, wie oder wann sie ihn sehen soll. Alles dieses werde ich mit Ihnen morgen näher verabreden. Sie dürfen selbst auf Ihren Bedienten einigermaßen merken lassen, denn der meinige ward schon von ihr, zwar in einer anderen Angelegenheit, bestochen. — Mündlich ausführlicher hierüber, obschon mir das Stillschweigen das Liebste hierüber. — Allein Ihres künftigen Weltbürgers wegen bedarf es dieser mir traurigen Mittheilung."

Das Fräulein erzählt also weiter, ein neues Heft beginnend, und zwar bezeichnender Weise diesmal ohne Datum:

„Es ist mir unmöglich mich jetzt mit etwas anderem zu beschäftigen, als mit meinen angenehmen

Gefühlen über unsere neue, so interessante Bekanntschaft mit Beethoven. Er brachte den ganzen Abend bei der Mutter und mir zu und hat in der Zeit sich als einen Mann von seltenem moralischem Gefühle, mit einem Worte sich uns als einen so achtungswürdigen braven Mann gezeigt, daß mein Enthusiasmus für ihn durch das gediegenste Gefühl der Achtung erhöht wird."

Das ganze weitere Blatt ist dann für eine freiere Stunde frei gelassen worden; jedoch scheinen die Eindrücke der folgenden Tage keinen Raum mehr zur Schilderung dieses ersten näheren Zusammenseins gelassen zu haben. Die Wirkungen enthüllen sich denn auch bereits am 22. Februar, und wir lassen darnach die Auszüge selbst nach ihrer vollen Ausführlichkeit, nur mit den nothwendigen Erläuterungen und Ergänzungen aus Beethovens eigenen Briefen u. s. w. versehen, hintereinander folgen. Es sind allerdings durchweg nur die kleinen Erlebnisse des häuslichen Daseins und die Beobachtungen und Empfindungen eines bescheidenen Frauensinns. Allein, daß sich ihr selbst diese an sich nicht eben bedeutenden Eindrücke so sehr klar werden, daß sie dieselben sogar zu Papier

bringt und meistens auch in wirklicher Anschaulichkeit, beweist am besten jene höhere Anlage und Ausbildung, die wir oben von ihr aussagten, und wir werden denn auch in der Folge gar mancher richtigen Bemerkung und sogar feineren Beobachtung über Leben und Menschen und zumal über Beethoven selbst begegnen. Im allgemeinen aber haben wir uns hier, das sei nochmals betont, ganz in der Vorstellung eines einfachen Haus- und Frauenwesens der gebildeten Stände zu halten, das die Dinge durchweg auf das eigene Dasein und Empfinden bezieht. Nur daß stets alles mit edlerem Blick und schönem menschlichen Antheilnehmen betrachtet wird!

Da heißt es denn zunächst:

„Nur einige Worte von der gestrigen Abendunterhaltung. Beethovens Anblick erfreute mich, ich kann nicht mehr sagen, denn gesprochen habe ich fast nichts mit ihm. Vorgestern Abends war er bei uns und nahm vollends unser Herz ein. Dieser feste und gediegene Charakter gefällt uns so sehr an ihm, die Bescheidenheit und Herzlichkeit! Der Kummer, welchen ihm die unglücklichen Verhältnisse mit der Mutter machen, greift ihn sehr an. Das betrübt mich wahr-

lich, denn er sollte ganz glücklich sein! Wenn er sich nur recht sehr an uns anschlösse und durch unsere herzliche Theilnahme Beruhigung und Heiterkeit fände!

„Der Vater fragte ihn, warum er uns bei der Kinderunterhaltung so bald verlassen habe, und er antwortete: ‚sein Gesicht gehöre nicht unter frohe Gesichter, und es drückte ihn so sehr, daß er es nicht mehr aushalten konnte!‘ — Ich fürchte sehr, daß im längeren näheren Umgange mit diesem braven vortrefflichen Menschen mein Gefühl für ihn mehr als Freundschaft werden dürfte und daß dann sehr viele unruhige Stunden mir bereitet wären; — dennoch will ich manches Unangenehme gern ertragen, wenn es nur in meiner Macht stände ihn heiter zu machen. — Duncker schrieb ich viel. Wie sehr wird ihn alles interessiren!“

„Den 23. Februar. Auch gestern war Beethoven den ganzen Abend bei uns. Nanni war bei der Probe, und ich und Mama ganz allein. Was ich, als Mama zum Vorlegen (für die Knaben) gegangen, mit ihm über seine Compositionen und Musik überhaupt sprach, war mir ebenso interessant als die erneuten Bemerkungen, welche ich als Mensch über ihn machte.

Mir wird es nicht leicht zuviel mit ihm zu sprechen, obwohl die Unterhaltung sehr erschwert ist seines Unglücks wegen, doch besorge ich immer, daß es die Andern genirt."

„Den 26. Februar. ..... Vorgestern Abends war Beethoven wieder mehrere Stunden in unserer Mitte. Dieser Abend hinterließ mir einen ungemein angenehmen Eindruck, welcher den Wunsch mit sich führt, mehrere ihm ähnliche zu erleben. Er zeigt sich uns oder vielmehr wir sehen ihn immer mehr in jenem schönen Lichte, welches die wahrhaft Guten umgiebt. Was er von seinem Freunde erzählte, von seiner vortrefflichen Mutter, sein Urtheil über Männer, welche sich mit ihm in eine Linie stellen, alles zeigt von einem ebenso gebildeten Herzen als Verstand. Ueberhaupt finde ich das Meiste, was er spricht, werth aufgeschrieben zu werden, so richtig und gediegen ist es. Wenn ihm unsere Gesellschaft recht unentbehrlich werden könnte, so würde es mich recht glücklich machen!"

„Den 2. März. ..... Was war das? so rufe ich nach einem Gespräche aus, welches ich so eben mit Nanni über Beethoven führte. Soll er mir wirklich schon so interessant, ja so theuer geworden sein, daß

mich der scherzhafte Rath meiner Schwester, mich nicht in ihn zu verlieben, recht sehr verdroß und schmerzte? Es ist ein Elend mit mir! Ich lasse mich von dem Gedanken hinreißen, ein Leben mit Liebe verwebt, wenn es auch manche unruhige Stunde mit sich bringt, sei besser als dieses leere todte Fortvegetiren eines warmen Herzens. Und es ist doch nicht wahr! — Ja wenn ich näher mit ihm bekannt werde, so muß er mir theuer, sehr theuer werden. Das soll er ja und darf es werden; warum gleich an eine nähere Verbindung denken, die ich bei genauerer Betrachtung fast für unmöglich halte?

„Wie kann ich aber auch so eitel sein zu glauben, daß es mir vorbehalten wäre diesen Geist zu fesseln! Diesen Geist? — aber dieses Herz? Ja dieses vortreffliche Herz wäre ganz nach meinem Sinn. Genug für lange über diesen Punkt, es würde mir ganz die Unbefangenheit im Betragen mit ihm rauben. Auch habe ich, kleine Neckereien ausgenommen, noch nie mit Nanni ernsthaft darüber gedacht und geredet."

„Den 4. März. . . . . . Beethovens Geschenk, die ‚Schlacht bei Vittoria', freute mich ungemein, eben so sehr daß er an uns dachte. — Was kann ich

dafür, daß heute morgens bei einer nicht sonderlich guten Laune, welches vermuthlich Mama's Husten die Nacht hindurch hervorbrachte, die ersten Worte jener Schrift, welche Karl mir beim Frühstückmachen zu lesen gab und welche ihm sein edler vortrefflicher Onkel geschrieben hatte, Thränen entlockten. Heute ist auch außer mir kein froher Tag. — Und dieser Mensch ist nicht so glücklich, als er es als Mensch sein könnte!" —

„Den 7. März. Gestern Abend wurde ich endlich von der Allgewalt der Musik fortgerissen, und die unangenehme Stimmung, welche durch tausenderlei Verdrießlichkeiten einen ziemlich hohen Grad erreicht hatte, verschwand vollkommen. Auch auf die Uebrigen wirkte dießmal die Kraft des Schönen, und das war mir das Liebste. Beethoven hörte eine Weile zu; das ängstete mich noch, seinetwegen, so sehr ich gewünscht hätte, daß er den Abend vorher zu uns gekommen wäre. Wenn nur die fatalen Geschichten mit der Mutter ein Ende hätten! Der arme redliche Mann nimmt es sich so sehr zu Herzen, daß er noch krank werden könnte. Meinem theuren Duncker schrieb ich recht viel von Beethoven. Wenn er nur recht bald antwortete!"

Im Betreff jenes Vormundschafts- und Erbschafts-prozesses, der eine so große Rolle in Beethovens Leben von damals spielt, finde hier nur die eine Stelle aus einem Briefe des Meisters an den Vater Giannatasio Platz: „In Ansehung der Mutter ersuche ich Sie, sie unter dem Vorwande, daß er beschäftigt sei, gar nicht zu ihm zu lassen; kein Mensch kann das besser wissen und beurtheilen als ich. Alle meine durchdachten Pläne für das Wohl des Kindes wurden hierdurch schon einigermaßen gestört. Ich wünsche daß ich hierüber gar keine Besorgniß haben möge; ohnehin ist die Last schwer. Nach meiner gestrigen Unterredung bei dem Landrichter kann es noch Jahr und Tag dauern, bis man nur einmal bestimmt wissen kann, was dem Kinde gehört. Soll ich bei diesen Sorgen auch noch wieder von den Besorgnissen, die ich durch Ihr Institut gänzlich für mich verscheucht glaubte, neuerdings bedrängt werden?"

Er beginnt leider schon Mißtrauen gegen das Institut selbst zu bekommen. Das Fräulein aber fährt fort:

„Den 11. März. Gestern im Gesellschaftsconcert war ich mit der Aufführung nicht zufrieden; demohngeachtet freute es mich Musik zu hören, Musik von

unserem theuren Beethoven. Neulich Abends war er mir wieder so lieb! Alles was er erzählt und sagt, hat so sehr das Gepräge des Aechten, des Wahren! Wenn er nur recht oft käme, und er uns recht lieb gewänne!"

Zur Erklärung ist hier einfach einzuführen, was die Leipziger Allgemeine Musikzeitung damals meldet:

„Violinconcert von Beethoven: Der Spieler verunglückte. — Beethovens Ouverture zu Egmont: Unverbesserlich ausgeführt."

Die mangelhafte Art, wie Beethovens Musik damals meist noch aufgeführt wurde, war eine der Ursachen, weßhalb der Künstler auf das sonst so musikalische Wien nicht gut zu sprechen war und nach England zu gehen wünschte, wohin er allerdings schon Einladungsschreiben erhalten hatte.

Das Fräulein schreibt weiter:

„Den 12. März. Gestern Abends hoffte ich lange vergebens, daß Beethoven kommen würde, ich war allein mit der Mutter, nur unsere gewöhnliche fatale Abendgesellschaft erschien. Endlich als ich mich schon in das Geleise des gewöhnlichen Abends begeben

hatte und etwas draußen zu thun hatte, läutete Jemand, und siehe da es war mein theurer Beethoven. Er hat wohl keine Idee wie lieb er uns ist, und mir manchmal ganz besonders. Häßlich kam er mir nie vor, aber jetzt fängt er mir sogar an zu gefallen, besonders sein liebes Wesen, er ist in allem originell, und was er sagt hat Gewicht."

Beethovens Gesicht gehörte allerdings nicht entfernt zu jenen, welche man ‚schön' nennt. Die etwas platt gedrückte Nase und der ziemlich breite Mund in Verbindung mit kleinen fast stechenden Augen und einer dunkeln und obendrein pockennarbigen Haut gaben dem Gesicht etwas an einen Mohrenkopf Erinnerndes, das manche junge Dame ‚garstig' fand. Allein ein Maler, der ihn in jenen Jahren zeichnete, schildert ihn so:

„Beethoven sah stets sehr ernst aus, seine äußerst lebendigen Augen schwärmten meist mit einem etwas finstern gedrückten Blick nach oben. Seine Lippen waren geschlossen, doch war der Zug um den Mund nicht unfreundlich."

Eine Nachbildung dieser Zeichnung ist ‚Beethoven's Brevier' vorgesetzt. Noch genauer aber berichtet der-

selbe Künstler — es ist der Professor Klöber, dessen anmuthigen Vorhang, darstellend den Triumph der Galathea, die Besucher des Berliner Opernhauses kennen, — über Beethoven's ganze Erscheinung so:

„Seine Kleidung bestand in einem lichtblauen Frack mit gelben Knöpfen, weißer Weste und Halsbinde, wie man sich damals trug, doch war alles bei ihm negligirt. Sein Haar hatte die Farbe blau angelaufenen Stahls, da es bereits aus dem Schwarz etwas ins Grau überging. Sein Auge war blaugrau und höchst lebendig. Wenn sein Haar sich im Sturm bewegte, so hatte er wirklich etwas Ossianisch-Dämonisches." Und ein anderer Bekannter jener Tage, A. Schindler, sagt: „Ein Jupiter sah zuweilen aus diesem Kopfe heraus."

Besonders muß dieser Eindruck durch die herrlich gewölbte Stirne hervorgebracht sein, über der allerdings auch wie beim Zeuskopf in vollster Ueppigkeit ‚ambrosische Locken' strotzten, und daraus begreift sich die folgende Anekdote, die in Wien cursirte: „In einer Gesellschaft pries einst eine Dame Beethoven's Stirn nach Würde. Er blieb nicht unempfindlich gegen solches Lob, sondern ermannte sich und sprach: ‚Wohlan, so küssen Sie diese Stirn!' Und die weibliche Anmuth

belohnte die männliche Geistesgegenwart auf der Stelle." Es war Maximiliane Brentano aus Frankfurt am Main, sie hat es später selbst erzählt, und Beethoven widmete ihr im Jahr 1821 die anmuthige Sonate Op. 109 in E-dur.

Das Fräulein schreibt weiter:

„Den 14. März. Gestern Abends war Beethoven wieder bei uns. Die Mama, Leopold und Nanni sprachen durch mich mit ihm. Leider daß es so ist! Aber wie gern würde ich auch in die Länge dieses Aemtchen übernehmen! Er war sehr gut gestimmt, vermuthlich weil seine Vormundschafts-Geschäfte so glücklich sich enden. Wir sprachen viel über den Musikverein, lachten und ärgerten uns über die Einrichtungen in unserem Staate 2c."

Zur Erläuterung diene hier zunächst Folgendes:

Die wenig Jahre zuvor gegründete, jetzt so berühmte ‚Gesellschaft der Musikfreunde' in Wien, die allerdings wegen des geringen künstlerischen Bildungsstandes ihrer dilettantischen Gründer im Anfange wenig leistete, nannte Beethoven meistens Gesellschaft der Musikfeinde. Und wie er über die politischen

und anderen öffentlichen Institutionen des damaligen Oesterreich dachte, ist bekannt. Auch hatte er eben durch die Erfahrungen bei dem Vormundschaftsprozesse damals viel Grund zu Spott und Tadel über diese Dinge. So begreift man, daß er in seinem Exemplar von Shakspeare's ‚Kaufmann von Venedig' sich die Worte anstrich: „O daß Landgüter, Ehrenstellen, Aemter nicht so niedrig erhalten würden, daß reine Ehre allemal durch Verdienst dessen gekauft würde, der sie trägt! Wie viele würden dann sich bedecken, die jetzt mit entblößtem Haupte stehen."

Ebenso schreibt er in dieser Zeit dem Vater jener jungen Dame, F. A. Brentano in Frankfurt, daß ‚unsere Regierung immer mehr zeige daß sie regiert werden müsse.' Besonders aber machte ihm das stets vergnüglich dahin lebende damalige ‚Wienervölkchen' Spaß und Aerger zugleich, und er charakterisirte dieselben mit dem Wort des ‚herrlichen Dulders' aus der überhaupt von ihm gern citirten Odyssee:

„Allda saßen stets der Faijaken hohe Beherrscher
Festlich bei Speis' und Trank und schmausten von Tage zu Tage."

Das Fräulein fährt also fort:

„Es freute mich sehr, daß er die Gedichte von Leopold (ihrem Schwager Schmerling) gelesen hat;

denn daraus kann er recht erkennen, wie sehr wir ihn schon lange ehren. Als Leopold fortging, da wollte er auch gehen, Nanni ließ ihm merken, daß es uns nur angenehm wäre, wenn er noch bliebe, und er sagte ‚es schicke sich ja nicht für ihn, da er der jüngste Bekannte sei'. Doch wir ermunterten ihn mit dem Bedeuten, daß wir nicht so sehr auf Etiquette sähen. Auch blieb er noch. Wie sehr es mich freut, wenn wir ihm recht lieb werden geworden sein. Ach, wenn wir ihm nur recht lieb würden! So wie Dunckern. Wird das wohl geschehen? Er könnte uns den Abgang dieses Freundes ersetzen, was die Gesinnungen betrifft, wenn auch nicht den gesellschaftlichen Umgang, denn der ist doch im Ganzen ungemein erschwert."

„Den 17. März ..... Vorgestern war Beethoven den ganzen Abend bei uns. Nachmittags auf einen Sprung, um uns mit einigen Erstlingen des Frühlings (mit Veilchen) wie er sagte: uns den Frühling zu bringen. Dieses Erinnern an uns freute mich ungemein. Abends sprach ich viel mit ihm über Spaziergänge, Baaden (den Kurort bei Wien) und die Geschichte mit Karls Mutter. Dieses reine unverdorbene Gefühl für Natur ist so schön an ihm! Die Festigkeit,

mit welcher er seinem Werthe nichts vergiebt in Rücksicht seines Lebens mit dem Großen, gefällt mir ungemein. Sein Geständniß (der Art von Mißtrauen wegen vielen zusammentreffenden Umständen und dem Namen Schönauer, der wie wir wissen in einer ganz andern Hinsicht freilich gar nicht mit ihm harmonirt), welches uns vor kurzem so ängstete, belustigte mich und Nanni, die von der Probe zurückgekommen war."

Hier ist vorerst wieder zur Erklärung einzuschieben, daß der Advokat der Mutter des Neffen ebenfalls so wie der ‚gute harmlose Onkel' der Damen, Schönauer hieß und er es eben war, der mit seinen juristischen Künsten den Intriguen der Mutter sehr zur Hülfe kam und so den in allen Weltdingen unbeholfenen Beethoven oft in die schlimmste Lage und Sorgniß brachte.

Das Fräulein fährt also fort:

„Ich war oft mit ihm allein und besorgte ihm langweilig zu werden, aber er hätte ja weggehen können. Der Vater kam und wir zwangen ihn auf eine so herzliche Weise mit uns das Abendmahl einzunehmen, daß er da blieb und uns mit seinen so originellen als richtigen Bemerkungen, seinen lustigen Wortspielen und manchen Beweisen der Zutraulichkeit recht sehr erfreute.

Es war 12 Uhr, als er uns verließ. -- Was mich betrifft, wie wollte ich so gerne mir von dem Schlafe abbrechen, wenn es nur öfter geschähe!"

Es trat überhaupt durch diesen traulichen Verkehr in einer Familie, wo er sich durch seinen geliebten ‚Sohn' ebenfalls so gut wie zu Hause fühlte, sein sonst so tief in sich verschlossenes Gemüthsleben hier oft in vollem Reichthum hervor und man begreift, wie tief der Eindruck eines solchen ernsten Manneswesens auf das junge Fräulein sein mußte. Sie schreibt weiterhin auf:

„Donnerstag den 21. März ..... Es drängt mich, mich mit meinen Blättern zu beschäftigen, da ich, was seit heute Vormittags in meiner Seele vorgeht, selbst meiner Schwester verschwiegen habe, welche sonst meine innersten Gedanken weiß. Kann ich mir es noch verhehlen, was mich in eine Stimmung brachte, in welcher ich immer weinen wollte? Ja es interessirt mich Beethoven auf jene eigennützige Weise, daß ich will, ich soll ihm auch ausschließend gefallen! Und der Gedanke, welchen der Vater durch das Erzählen von einer einst zu unternehmenden Reise (nach London),

von seinen (Beethovens) Worten, daß er nie ein heiligeres Band knüpfen würde, als das ist, welches ihn jetzt an seinen Neffen bindet, — der Gedanke also, durch Verhältnisse getrennt von ihm zu werden, das bestimmte Aufgeben einer Phantasie — denn anders kann ich es nicht nennen, — welche mich ohne mein Wissen recht sehr beschäftigte, hat jene Stimmung hervorgebracht.

„Ich schäme mich innig, daß ich es mir gestehen muß; aber derjenige möge mich richten, welcher mit einem Herzen, welches die Kraft in sich fühlt unendlich zu lieben, schon manchem Schmerze unterlegen, weil es seinen schönen Gefühlen nicht freien Lauf lassen konnte, wenn es einen Gegenstand findet, den es mit all seiner Liebe umfassen könnte und hoffen dürfte, ihn dadurch zu beglücken, sich kalt zuschließen soll! —

„Ich fragte mich neulich, und öfters schon in früherer Zeit, warum mir denn die kindliche und schwesterliche Liebe, welche eben doch die reinste ist, nicht genügen kann! Darüber ist aber schwer zu grübeln; und hier kömmt es nur darauf an, Herr seiner selbst zu werden, was mir bisher so schlecht gelungen ist. Bis ich denn diese Kraft und Ruhe werde erlangt haben, nehme ich mir vor, über diesen Punkt meiner Zukunft weniger nachzudenken oder vielmehr mir die Gedanken darüber

zu versagen, in kindlicher Erwartung fortzuleben als treue Tochter, Schwester und Freundin. Dann werde ich allmälig zu reiferen Jahren gelangt sein, wo es mir dann nicht mehr so schwer fallen wird, den lebhaften unvernünftigen Wünschen meines Herzens Stille zu gebieten. Ein wenig Hoffnung würde dann freilich mein Leben erheitern, und ohne der erringe ich doch keine Ruhe. Darum will ich denn eben hoffen! Schade nur, daß mir so oft einfällt, ich hoffe nur um das angenehme Gefühl zu haben, kein Glaube ist nicht bei meiner Hoffnung!

„Ich weiß es, daß ich viel geschrieben habe, was ich gar nicht denken sollte, aber mein Gefühl ist so überwiegend!

„Den 23. März ..... Als ich nach Hause kam, hörte ich, daß Beethoven den ganzen Abend da gewesen wäre; er hatte mit der Mutter und den Kindern Kegeln gespielt und uns Shakspeare gebracht. Er hatte manches von seinen Aeltern und Großvater erzählt, welcher ein wahrer Ehrenmann gewesen sein soll."

Von diesen Erzählungen Beethovens, die für die Kenntniß seiner Jugend so erheblich wären, theilt uns

das Fräulein aus der Erinnerung leider nur die eine aber freilich sehr bemerkenswerthe Thatsache mit: „Einmal sagte er uns, er sei mit Sprüchwörtern erzogen worden, dann, er habe einen Jesuiten zum Lehrer gehabt!“ Ihm also so wenig wie seinem großen Vorgänger Gluck, hatte solche einseitige Zucht und Lehre weder Phantasie und Geistesfreiheit zu lähmen noch das Gefühl für Freiheit und Sittlichkeit zu ersticken vermocht. Es ist dies ein für die Beurtheilung seines Geistes sehr beachtenswerthes Factum.

Das Fräulein fährt in ihren Geständnissen fort:

„Den 30. März ..... Gestern und all die verflossenen Abende erwarteten wir Beethoven vergebens. Der Vater wollte mich mit dem Kleinen zu ihm mitnehmen, und ich versagte mir wirklich eine wahre Freude, daß ich nicht ging. Es war ein inneres Gefühl in mir, das mir sagte, ich solle es nicht thun, und der Vater fand es auch für gut, als er nach Hause gekommen war. Der gute Beethoven ist schon einige Tage nicht ganz wohl. Alles verstimmt mich so sehr, dennoch ist mir alles interessant, was ich von diesem Manne höre.“

„Den 3. April ..... Unser theurer Beethoven, den wir neulich in Gegenwart der Schönauerischen nur einige Augenblicke sahen, schrieb gestern seinem Kleinen einen sehr lieben Brief, worin er ihm wieder so viel Schönes und Gutes sagt, daß es mir eine wahre Freude gemacht hat ihn zu lesen. Indessen finde ich es doch nicht ganz recht, daß er ihn nicht in seiner Unbefangenheit fortleben läßt, sondern ein Vertrauen in Anspruch nimmt, dessen Werth der Kleine gar noch nicht zu schätzen weiß und ihn auf diese Weise nur grübeln machen könnte, was ihm etwa fehle, oder nach seiner nicht zu großen Liebe zur Wahrheit, noch gar verleiten könnte ihm Unwahrheiten vorzusagen! Doch das kommt wohl von dem Wunsche, ihm die Liebe einer Mutter zu ersetzen und ihm Alles zu sein.“

Auch hier müssen wir die Schreiberin unterbrechen, um den weiteren Verlauf dieser Dinge später richtig würdigen zu können. Denn die Bemerkung der jungen Dame über Beethovens Behandlung des Neffen ist für die Erkenntniß dieses in seinen Folgen so bitteren Verhältnisses von entscheidender Bedeutung. Den völligen Zusammenhang vermag auch hier allerdings nur die Biographie selbst aufzudecken. An dieser Stelle sei also

blos so viel bemerkt, daß eben diese durch übertriebene Liebe und allzu hohe geistige Vorstellungen an den Knaben gemachten übertriebenen moralischen und geistigen Anforderungen denselben nach mannigfachen Verirrungen schließlich zu voller inneren Verwirrung und zu dem schrecklichen Versuche des Selbstmordes führten, — ein Ereigniß, das mit Beethovens verhältnißmäßig frühem Tode in nur zu nahem Zusammenhange steht. Die Liebe zu dem Knaben war es übrigens vor allem, was ihn immer und immer wieder in das Giannatasiosche Haus trieb, das seinen übrigen Anforderungen natürlich im Allgemeinen bald wenig genügen konnte und deshalb leider später sehr ungerecht von ihm beurtheilt und behandelt wurde.

Das Fräulein erzählt weiter:

„Den 11. April. . . . . . Dienstag Nachmittag sah ich Beethoven wieder nach ziemlich langer Zeit, da er krank war, was uns wirklich oft für die Folge für ihn besorgt macht. Ich war ganz allein mit ihm, und da er wenig Theil zu nehmen schien an dem was ich ihm sagte, so war mir nicht angenehm zu Muthe. Es kamen Leopold, Nanni und die Mutter, und da wurde es etwas lebhafter. Er sprach einmal von

seinem Uebelbefinden und sagte, das würde auch einmal sein Ende sein, diese Anfälle von Koliken. Da sagte ich ihm ins Ohr, das solle noch lange hinausgesetzt sein. Doch er erwiederte: ‚Ein schlechter Mann, der nicht zu sterben weiß! Ich wußte es schon als Knabe von 15 Jahren.‘ Freilich meinte er, für die Kunst habe er noch wenig gethan. Da rief ich ihm mit Freimüthigkeit zu: Deßwegen könne er keck sterben! — Diese wenigen Worte verstimmten mich sehr, der Gedanke nämlich, daß er bald sterben könnte.“

Hier ist zunächst wieder einzuschalten, daß die Dame selbst aus ihrer Erinnerung den obigen Worten Beethovens noch die bemerkenswerthe Aeußerung hinzufügt: „Da antwortete er so vor sich hin: ‚Mir schweben ganz andere Dinge vor‘.“ Wir werden bald erfahren, worin diese ‚ganz anderen Dinge‘ seiner Kunst bestanden.

Das Fräulein schließt diesmal:

„Seine neue Composition ‚Die Hoffnung‘ aus Tiedge's Urania mit dem Recitativ ist göttlich. Ich war so entzückt wie Nanni, als wir es spielten und sangen, es hob uns himmelan!“

Um also auch hier, wo wir der Töne des Meisters selbst zu entrathen haben, doch einen leisen Nachhall seiner inneren Stimmung zu gewinnen, aus der jene ‚himmelan hebende' Musik quoll, sei wenigstens der Text des Liedes mitgetheilt. Er lautet:

An die Hoffnung.

Von Tiedge.

Ob ein Gott sei? Ob er einst erfülle,
Was die Sehnsucht weinend sich verspricht?
Ob vor irgend einem Weltgericht
Sich dies räthselhafte Sein enthülle?
Hoffen soll der Mensch! Er frage nicht!

Die du so gern in heil'gen Nächten feierst
Und sanft und weich den Gram verschleierst,
Der eine zarte Seele quält,
O Hoffnung, laß durch dich emporgehoben
Den Dulder ahnen, daß dort oben
Ein Engel seine Thränen zählt!

Wenn längst verhallt geliebte Stimmen schweigen,
Wenn unter ausgestorb'nen Zweigen
Verödet die Erinnerung sitzt:
Dann nahe dich, wo dein Verlass'ner trauert
Und von der Mitternacht umschauert
Sich auf versunk'ne Urnen stützt.

Und blickt er auf, das Schicksal anzuklagen,
Wenn scheidend über seinen Tagen
Die letzten Strahlen untergeh'n:
Dann laß ihn um den Rand des Erdentraumes
Das Leuchten eines Wolkensaumes
Von einer nahen Sonne seh'n."

Schon im Jahre 1811, wo Beethoven mit dem Dichter der Urania in Teplitz zusammengewesen, schrieb er an ihn: „Du kamst mir mit dem Bruderwort Du, mein Tiedge, entgegen, so sei's! — So kurz unsre Zusammenkunft war, so fanden wir uns bald aus und nichts war je mehr fremd unter uns." Der unverbrüchliche Glaube an ein ‚Glück, das nie versiecht' war es, was die tieferen Gemüther jener Zeit so innig miteinander verband. Und wie Beethoven diese Dichtung Tiedges trotz aller Ueberschwänglichkeit der Bilder in tiefster Seele ernst nahm, so schließt er seine Composition auch mit dem wie aus dem eigenen Herzen hervorbrechenden Seufzer: ‚O Hoffnung!' — Denn gewiß, wäre nicht seine Kunst gewesen, ihm allerdings ‚das theuerste Geschenk des Himmels', — er wäre durch das äußere Leben leer an Freuden gegangen und hätte nur der Hoffnung auf Glück genossen. Aber auch so hat er allen Grund, auf dieses ‚Leuchten eines Wolkensaumes von einer nahen Sonne' zu schauen und sich

daran in seiner so mannigfach sturmbewegten Existenz aufrecht zu erhalten.

Das Fräulein aber schreibt weiter:

„Den 20. April. . . . . . Abends fanden wir unsern lieben Beethoven. Er schien uns recht fröhlich und guter Dinge; doch viel wurde nicht gesprochen. Sein neckisches Wesen, die kleinen witzigen Ausfälle sind so originell, wie er es als Mensch wie als Musikdichter ist. Ich wünschte nur, daß er recht oft käme, damit auch jene kleinen Unbequemlichkeiten, welche sich öfters in seinem Umgange finden, sich verlören, ich meine, daß man sich weniger genirte und ihm alles so sagen könnte, wie man es denkt."

Fortan beginnen leider auch hier dunkle Wolken aufzuziehen. Das Fräulein schreibt auf:

„Den 4. Mai. Nur wenige Worte über meine düstere Stimmung von heute, welche nur rastlose Thätigkeit im Gleichgewicht hielt, durch die Erinnerung an meinen Schmerz vom verflossenen Jahr um diese Zeit (den Tod des Verlobten), an Dunckern, dessen Andenken, was mir immer so angenehm war, seitdem

wir gar nichts mehr von ihm hören, mir schmerzlich fällt, und die ernste Erscheinung Beethovens, dessen kaltes Benehmen gegen uns mir eine höchst unangenehme Empfindung erregte, die mich nun in meine liebsten Beschäftigungen begleiten wird.

„Die ängstliche Besorgniß, er möchte sein theures anvertrautes Gut nicht lange in unsrer Obhut lassen, verläßt mich nicht, seit ich den Knaben gefragt, warum er geweint habe, und er mir geantwortet hat: Der Onkel habe es ihm zu sagen verboten, und die Hauptsache seiner üblen Stimmung wäre es nicht gewesen, was Nanni und ich geglaubt hatten, daß er ihm so lange nicht geschrieben habe. Gott weiß es, was da geschehen wird, aber ich weiß, daß es mir so schmerzlich fallen wird, das Band so bald gelöst zu sehen, das uns mit diesem vortrefflichen Menschen in Verbindung brachte, als es mich erfreut hatte.“

Es ist nicht zu ersehen, was hier speziell Beethoven's Verstimmung hervorgerufen hatte. Allein nach seiner hochstrebenden Geistesart, vor allem aber nach seinen Vorstellungen von den Gaben des Knaben und der Bestimmung des Menschen überhaupt mußte er eben auf die Dauer mit dem an sich recht guten Institut

stets weniger zufrieden sein und nannte es schon bald ‚schlecht‘, ‚hölzern‘, ‚Verziehungsanstalt‘ und dergleichen mehr. Diese übertriebenen Anforderungen trugen dazu bei, ihm jetzt schon selbst oftmals die Gemüthsruhe zu rauben und später die Verwirrungen mit dem Knaben bis zur vollen Unleidlichkeit zu steigern. Er quälte sich und die guten Leute mit allerlei Unzufriedenheit, und das Ende war, daß das ganze Verhältniß zuerst innerlich gestört und dann auch bald äußerlich völlig gelöst ward. Das zieht hier alles an uns vorüber.

Das Fräulein schreibt also von den nächsten Wochen, und ihre Kritik der ‚Bildung‘ des großen Mannes ist beachtenswerth:

„Den 8. Mai. . . . . . Unsere Lage mit Beethoven beunruhigt mich und raubt mir das angenehme Gefühl, mit welchem ich mich in Beziehung auf ihn als Mensch auch mit seinen Meisterwerken beschäftigte. Doch wenn er uns ernstlich etwas zur Last legte, könnte leicht meine hohe Meinung von seiner Bildung herabgestimmt werden.“

„Den 27. Mai. . . . . . Er war vorgestern heraußen, sein Wesen hat jetzt manchmal so etwas Trübes,

Unfreundschaftliches, daß es mich scheuer mit ihm macht, und die vertrauensvolle Annäherung, welche an einigen Winterabenden schon recht im Gange war, zum Stocken bringt. Die Umstände haben da sehr viele Schuld, aber ich darf kaum hoffen, daß der liebe Wunsch, Beethoven möchte uns ein vertrauter Freund werden, in Erfüllung gehen werde, da sich die ersteren schwerlich ändern werden."

„Den 7. Juni. . . . . . An einem dieser Abende war Beethoven hier. Es geschieht mir bei mancher seiner Aeußerungen, daß ich ausrufen möchte: ‚Ja, so ist es, denn so fühle ich!' Doch mit einer konnte ich wohl gar nicht beistimmen: daß ihm sein Leben nichts werth sei und er es blos des Knaben wegen zu erhalten wünsche! Diese zweimalige Aeußerung verstimmte mich in einem unerlaubten Grade, denn sie brachte mich zu Thränen. Den theuren Wunsch meines Herzens, Beethoven mehr zu werden als gewöhnliche Freunde, ihn in unserem Kreise öfter erheitert zu sehen, werde ich mit Nanni nach und nach aufgeben müssen. Dunckern schreibe ich davon. Vorzügliche Schuld an diesem wenigen Näherrücken mit ihm ist doch sein Gehör."

„Den 29. Juni. . . . . Während der Zeit, daß ich mich in leidendem Zustand befand, erfreuten mich zwei Mal Beethoven's Besuche. Es mag sein, daß mein Unvermögen, ihm im Laufe des Gesprächs nichts sagen zu können oder wenigstens meine Gedanken durch den Mund der Andern zu ihm bringen zu können, mich in eine Unruhe versetzte, welche mein Fieber vermehrte; indeß litt ich es gern noch öfters, wenn ich dafür das Vergnügen haben könnte, diesen äußerst interessanten, von seltenem Verstande, von alter deutscher Redlichkeit und Biedersinn beseelten Mann sprechen zu hören. Er paßt wohl nicht in die gewöhnliche Welt, und sein Eifer für das Wahre und Gute, welcher durch viele traurige Erfahrungen nichts von seiner Heftigkeit verloren hat, hat in unsern jetzigen Zeiten nur zu viel Gelegenheit auf das schmerzlichste gekränkt zu werden. Aber ist es nicht eben diese Heftigkeit, welche ihn uns desto achtbarer macht?

„Die Geschichte seiner Trennung von Lichnowsky, die Geschichte seines Decrets sind zwar keines erfreulichen Inhaltes, doch interessirten sie mich, besonders von ihm, ungemein. Bei ersterer gefällt mir die Festigkeit seines Charakters besonders.“

Das Fräulein theilt selbst über diesen Anprall mit seinem ältesten Wiener Freunde und Gönner Fürst Karl Lichnowsky folgendes Nähere mit: „Er erzählte, wie einst der Fürst, bei dem während der Invasion der Franzosen mehrere dieser Gäste sich befanden, ihn wiederholt nöthigen wollte, ihnen auf dem Clavier etwas vorzuspielen, er sich aber fest geweigert habe, was eine Scene zwischen ihm und dem Fürsten veranlaßte, worauf Beethoven rücksichtslos und plötzlich das Haus verließ." Dies war im Herbst 1806 auf Lichnowsky's Gut bei Grätz in Schlesien. Die Aussöhnung erfolgte erst mehrere Jahre nachher.

Die ‚Geschichte seines Decrets' aber ist, daß nachdem er im Jahre 1808 einen Ruf nach Kassel als Kapellmeister des lustigen Königs Jérome von Westfalen erhalten hatte und in Folge dessen drei österreichische Große, Erzherzog Rudolph und die Fürsten Kinsky und Lobkowitz zusammengetreten waren, ihm ein lebenslängliches Jahrgehalt zu geben, dasselbe in Folge des Bankerotts des österreichischen Staates zwei Jahre nachher auf ein Fünftel sank. Erst lange Unterhandlungen und sogar Prozesse, weil Kinsky plötzlich starb und Lobkowitz ebenso unvermuthet in Zahlungsunfähigkeit fiel, brachten dasselbe eben in

diesem Jahre 1816 endlich wieder wenigstens auf eine solche Höhe, daß jetzt ein Theil seiner Ausgaben für die Erziehung des Neffen durch diese einzige sichere Einnahme gedeckt war.

Das Fräulein fährt fort:

„Er war nicht so heiter als die letzten Male und schien durch den Eifer, mit welchem er einige interessante Begebenheiten seines Lebens, aber vorzüglich eine kleine Zergliederung des jetzigen ich darf es schon sagen: Menschen-Verfalles — denn wahr bleibt es doch, daß wir in solcher Epoche leben! — vortrug, nicht besser gestimmt zu werden. Das that mir recht leid, und ich hätte vieles gegeben, wenn er in unserem Umgange einige Erheiterung fände. Doch ich hoffe kaum, daß dies je geschehen wird."

Wir bemerken hierzu: Der Wiener Congreß von 1814 hatte durch den Zusammenfluß so vieler Fremden und die Verschwendungen einzelner Reichen sehr nachtheilig namentlich auf die moralischen Zustände der Stadt und des Landes gewirkt, was Beethoven auch persönlich vor allem durch schlechte Dienstboten zu empfinden hatte. Wir werden daran noch ein drastisches Beispiel erleben.

Das Fräulein aber schreibt weiter:

„Ach so gern hörte ich ihn spielen! Ich zeige ihm oft, ohne ihn gerade drum zu bitten, meine Lust, aber er hat noch nie meinen Wunsch erfüllt. Ich getraue mir nicht hierüber zu urtheilen, ob es nur Laune ist, ob es zu große Bescheidenheit ist, welche ihn nicht einsehen läßt, was für eine Freude er uns damit machen würde, oder gar das Gefühl seines Werthes, welches ihn glauben macht, wir würden sein Spiel nicht nach Würde zu schätzen wissen. Letzteres wäre denn freilich ein wenig stolz! Ich denke mich in seine Lage und dächte vielleicht auch so, aber gefälliger wäre ich denn doch. Ich weiß wahrlich nicht was ich glauben soll und meine, er hätte keine Lust und nicht viel Glauben an unsere Freude darüber, was ihn unsern Wunsch seit seiner Bekanntschaft noch nicht befriedigen läßt."

Es ist hier erklärend zu bemerken, daß dieser Widerwille, in jeder beliebigen Gesellschaft, wo er sich befand, ‚ein bischen vorzuspielen', schon in jungen Jahren Beethoven eigen war. Es hängt dies mit der ganzen Art seines inneren Seins und Empfindens zu-

sammen, dessen Bewegungen in solchen zufälligen geselligen Kreisen nur mit Scheu sich enthüllten, selbst wenn es durch das ihm so völlig entsprechende Mittel des Tones geschehen sollte. Doch werden wir ihn auch hier ein paar Mal solchen begreiflichen Widerwillen überwinden und den jungen Damen sich gefällig erweisen sehen.

Das Fräulein berichtet weiter:

„Die zwei Tage, wo ich durch mein Genesen Muße, Zeit und Ruhe genug habe, schreibe ich unserem theuren, getreuen Freund Duncker. Es ist mir sehr angenehm, aber so ganz wie ich denke, kann ich denn doch nicht schreiben. Es kann mir nicht jeder Gedanke so ungeprüft aus der Feder fließen, als ich es wünschte. Denn dann wüßte ich, daß ich mir oft Mühe geben müßte, Beethoven nicht zu interessant zu finden, da bei meinem in dieser Art interesselosen Leben es leicht geschehen und ich dann in die Lage kommen dürfte, ein wenn nicht sehr unruhiges, doch minder ruhiges Leben zu führen, als ich es seit meinen letzten Stürmen gewohnt war.

„Ich wünsche dennoch sehnlich näheren freundschaftlichen Umgang mit diesem Manne, weil wie ich glaube die Phantasie ihren allzu geschäftigen Spiel-

raum dann verlieren und ich durch den theilnehmenden Umgang eines so braven theuren Freundes für andere Freuden entschädigt sein würde. Aber er müßte in seiner Weise so mit uns werden wie Duncker. Vielleicht ist hier einiges mit weniger Einsicht gedacht, aber der letzte Wunsch ist doch reell. Denn was ist dauernder und schöner als der Genuß wahrer Freundschaft in dieser Welt?"

Nach diesem erneuten Ausbruch ihres tieferen Empfindens und Wünschens tritt ein herber Rückschlag desselben und eine erste Trübung des freundschaftlichen Verhältnisses zu der Familie überhaupt ein. Hören wir zunächst wieder das Tagebuch selbst:

„Den 29. Juli. ..... Hier folgte auf Sonnenschein Regen oder vielmehr wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel traf uns, als wir zu Hause angekommen waren, der Brief von Beethoven, mit ihrem (der Mutter) Einschluß. So schmerzlich es mir fiel, als ich seinen Brief gelesen hatte, so war er mir dennoch tröstend. Denn bei Mama's Worten: ‚er hat aufgekündet', nebst ihrem (der Mutter) elenden Brief, fürchtete ich, daß irgend ein Mißverständniß ꝛc. zum

Grunde läge. Die ersteren Stunden that mir der Gedanke unendlich wehe, so bald aus aller Verbindung mit einem Manne zu kommen, den ich so sehr schätze und der meinem Herzen seit unserer Bekanntschaft immer lieber geworden ist. Doch heute ist es mir weniger schmerzlich, wenn ich bedenke wie äußerst herzlich sein Brief ist, und daß er uns nicht abhold ist.

„Dem Anschein nach ist seine Handlungsweise inconsequent, ich getraue mir aber kein Urtheil darüber zu fällen; denn er sagt ja, daß ihn wichtige Beweggründe zu diesem Schritte bewögen. Sollte vielleicht doch seine gar zu große Aengstlichkeit, daß ihm niemand, selbst die Mutter nicht, vorwerfen könne, wäre dieser Vorwurf auch ohne Grund, er sorge nicht für das Wohl des Kindes? Ich weiß es nicht! Aber ich glaube öfters ähnliche Schwäche, so fest er übrigens sein mag, an ihm bemerkt zu haben. Aber das weiß ich, wie wehe es mir thut um seinetwillen, denn es ist mir nicht wahrscheinlich, daß dieser Schritt das Wohl des Kindes befördern wird.

„Dann thut es mir auch sehr leid, daß die meisten Menschen wieder über ihn aburtheilen werden; die es nicht thun, beschuldigen unser Haus, was nur Schaden

bringen kann. Es keimt noch eine kleine Hoffnung, daß ihn Papas Brief von seinem Plane abbringen wird; aber ich weiß ja selbst nicht, ob es sogar zu wünschen ist. Denn wenn es dann auf was immer für eine Art fehlschlüge mit dem Kinde, so hätten wir vielleicht die Schuld. Und dennoch halte ich ihn für so gerecht, und er sagt in seinem Briefe: ‚ewigen Dank für das Geleistete‘, und wie wahr und dankbar er von der mütterlichen Pflege spricht! — Ich wüßte nicht bald einen Vorfall, der mich so herzinnig gekränkt hätte als dieser! Doch ‚wer weiß zu was es gut ist‘, wäre das beste Sprichwort, das man sich angewöhnen könnte.“ —

Der Brief vom 28. Juli 1816 selbst ist zu bezeichnend für Beethoven's Auffassung und Behandlung dieses Verhältnisses, als daß er hier fehlen dürfte. Nur ist vorzubemerken, daß Beethoven die Mutter des Knaben wegen ihrer steten Intriguen nach der Zauberflöte die ‚Königin der Nacht‘ und sich als den weisen Führer des Knaben ‚Sarastro‘ nannte. Der Brief lautet nach seinem wesentlichen Inhalt so:

„Werther Freund!

Mehrere Umstände veranlassen mich Karl zu mir zu nehmen. Nicht irgend etwas Ihnen oder Ihrem

geehrten Institut Nachtheiligem schreiben Sie es zu, sondern vielen anderen dringenden Beweggründen für das Wohl Karls. Es ist ein Versuch und ich werde Sie selbst bitten, sobald es einmal daran ist, mich mit Ihrem Rathe zu unterstützen, ja auch außerdem Karln zuweilen zu erlauben, Ihr Institut besuchen zu dürfen. Ewigen Dank werden wir Ihnen wissen, ja nie werden wir Ihre Sorgfalt und die vortreffliche Pflege Ihrer werthen Frau Gemalin vergessen. Wenigstens viermal so viel würde ich Ihnen schicken als es jetzt geschieht, wenn es mir meine Lage zulassen wollte. Unterdessen werde ich in einer bessern Zukunft jede Gelegenheit ergreifen, um auf eine gewisse Art das Andenken an Ihre Gründung des physischen und moralischen Wohls meines Karls zu ehren und zu erneuern.

„In Anschauung der Königin der Nacht bleibt es wie bisher und selbst dann, wenn Karl noch bei Ihnen operirt werden sollte. Da er einige Tage kränklich sein wird und daher empfindlicher und reizbarer, so ist sie noch um so weniger zuzulassen, indem sich bei Karl leicht alle Eindrücke erneuern könnten, welches wir nicht zugeben können. Wie viel wir auf ihre Besserung rechnen können, zeigt Ihnen dieses abgeschmackte Geschmier. Aus dieser Rücksicht blos theile

ich Ihnen selbiges mit, damit Sie sehen, wie Recht ich habe auf dem einmal gegen sie angenommenen Verfahren zu beharren. Unterdessen habe ich ihr diesmal nicht wie ein Sarastro, sondern wie ein Sultan geantwortet.

„Alles Schöne Ihren lieben Kindern und Ihrer vortrefflichen Gemalin. Ich verlasse Wien morgen früh 5 Uhr, werde aber öfters von Baden hereinkommen. Wie immer mit Achtung der Ihrige

L. v. Beethoven."

Auch gegen einen jungen Bekannten aus Kurland, Dr. Bursy, hatte er sich damals über die schlechten Schulen beklagt, in die er den Kleinen geschickt. ‚Der Knabe muß Künstler werden oder Gelehrter, um ein höheres Leben zu leben', hatte er dabei geäußert, und so wollte er denselben jetzt zu sich nehmen und an dem eigenen ‚höheren Leben' unmittelbaren Antheil haben lassen. Zudem wen anders besaß der bereits alternde halb taube Mann auf der Welt als dieses an sich aufgeweckte und begabte Kind? — Das Fräulein versteht denn auch dieses Empfinden sehr wohl und schreibt am 1. August:

„Herr Bernard, Beethoven's Freund, kam den Abend, er versicherte uns daß jener Brief der Mutter gewiß keine Verbindung mit der Wegnahme des Knaben habe und er immer mit Dankbarkeit von unserem Hause spräche. Ich glaube es und halte für die Ursache davon den Wunsch, Karl um sich zu haben. Denn er liebt ihn gewiß leidenschaftlich, da er das einzige Wesen ist, das ihm ganz angehört. Indeß wünsche ich zu des Kindes Wohl, daß er in unserem Hause bleiben möchte, da es gewiß für dasselbe besser ist als bei dem Onkel, der es vielleicht zu spät einsehen wird!"

Den 16. August aber heißt es:

„Ich hatte den Tag desto weniger Sinn dafür (für die geputzte große Welt), da mich des Vaters Aeußerungen über unsern theuren Beethoven sehr düster stimmten. Er meinte, er würde nicht lange in dieser Welt ausdauern mit seinem gar zu regen Gefühl gegen die traurigen Zeitumstände nebst seiner Kränklichkeit."

Der Vater Giannatasio ahnte nur zu richtig, und gerade die Erlebnisse mit dem Neffen sollten zum Eintreffen dieser trüben Prophezeiungen wesentlich bei-

tragen. Auch hat das Fräulein Recht, wenn sie Unheil davon befürchtet, daß der Knabe aus dem Institut genommen werde. Sie schreibt:

„Tröstend ist es mir wieder so bestimmt zu erfahren, daß er nichts gegen unser Haus hat; unendlich leid fast mit Gewißheit voraussehen zu müssen, daß es für das Kind besser wäre, wenn es bei uns bliebe. Dann denke ich zwar wieder, wie weit angenehmer es ihm sein wird, ein Wesen immer um sich zu haben, das ihm anhängt. Doch ich bin ängstlich, daß eben dieses lebhafte Gefühl für den sehr leichtsinnigen Knaben ihn nicht mit der Strenge gegen ihn wird verfahren lassen, welche nöthig ist, um einst die Freude an ihm zu erleben, deren er sich so verdient gemacht und welche nöthig ist, um ihm sein Leben angenehm zu machen! Ich glaube kaum, daß Jemand auf der Welt es inniger wünschen kann, daß dieser edle Mensch des Lebens froh würde, als ich. Ich befürchte, daß dieser Wunsch immer unbefriedigt bleiben wird. Doch mehr und minder vielleicht, und selbst dann will ich mich zufrieden stellen.“

Den 29. August schreibt das Fräulein etwas von Beethovens Klagen über seine pecuniäre Lage auf, das

thatsächlich nicht begründet ist. Denn Beethoven hatte eben in Folge der Aufnahme des Neffen fortan fast die doppelten Ausgaben, während die Einnahmen sich nur mit Mühe und selbst dann auch nur um ganz wenige vergrößern ließen. Und daß er in Folge dessen selbst in diesen späten Lebenstagen stets noch angestrengt für das bloße Lebensbedürfniß arbeiten mußte, war ebenfalls ein Grund, daß er sich vor der Zeit aufrieb. Das Fräulein schreibt also:

„So eben klagte Beethoven, welcher auf einige Tage von Baden gekommen, wieder hierüber, aber das ist eigentlich sein Steckenpferd. — Auch hierüber war ich einige Zeit so ruhig, doch wenn ich ihn wieder höre und seine Herzlichkeit gegen uns mir wohl thut, dann wünschte ich wieder, daß er wissen sollte, wie sehr lieb er uns ist und wie wir wünschen, daß wir es auch ihm wären. Er ist recht wohl und sagte nur, er würde gewiß ganz gesund werden, weil er eine sehr gute Constitution habe, aber nur sehr reizbar wäre.“

Den 13. September beginnt das Fräulein einen Bericht, der im weiteren Verlaufe gar manches von Bedeutung bringt:

„Gestern verlebte ich einen äußerst interessanten Tag

in Baden bei Beethoven. Ich bin noch davon so erfüllt, daß ich einige Tage nöthig haben werde, um in meine vorige ruhige Stimmung zu kommen. Es hat alles was ich sah und hörte so viel Interesse für mich, daß ich es gern umständlicher zu Papier bringe, obwol die Erinnerung daran schwerlich je meinem Gedächtnisse entschwinden wird. Die Vorstellung zu wem wir gingen, nebst der Erwartung eines Tages, welcher uns so ganz nach unserem Sinn im Genuß der freien hier so göttlichen Natur verfließen würde, brachte mich in eine sehr frohe Stimmung. Als wir angekommen, war es nicht so angenehm als wir es vermuthet hatten. Denn unser lieber Beethoven hatte vermuthlich uns nicht mehr erwartet, wir fanden ihn arbeitend und daher zerstreut, so daß wir uns des drückenden Gefühles ihm lästig zu sein nicht erwehren konnten."

Hier ist nun zur Erläuterung vor allem an das obige ‚Mir schweben ganz andere Dinge vor!' zu erinnern. Und wirklich, ein Skizzenbuch Beethovens aus diesem Sommer 1816 enthält die Entwürfe zu der großen Sonate Op. 106, ‚zur Sinfonie in D', wie Beethoven selbst die Skizzen zum ersten und zweiten Satz der ‚Neunten Symphonie' bezeichnet, und außer=

dem steht da „Präludien zu meiner Messe‘, — wahrlich Grund genug, um bei einem unerwarteten Besuch „zerstreut‘ zu sein! Er stack tief in Arbeiten und zwar in seinen größten. Wir werden davon hören.

Das Fräulein fährt also fort:

„Als wir aus dem Gasthause nach Hause gekommen waren, so brachten uns die schlechten Anstalten, unsere ruhebedürftigen Glieder zu erquicken, wegen, Beethovens Mißvergnügen über die Dummheit seines Bedienten wieder in eine ziemlich unangenehme Lage. Mir that es so leid um ihn, daß wir Ursache seiner unangenehmen Empfindungen waren. Doch das gab sich bald wieder, und als uns unser lieber Wirth beim Scheiden zurief, wir sollten ihm nicht fluchen wenn uns etwas fehlte, war alles wieder gut.“

Erst den 16. September kommt sie zum Weitererzählen des inhaltvollen kleinen Begebnisses:

„Doch nun weiter von unserem Badner Aufenthalt. Das hohe Interesse für Beethoven und alles was ihn betrifft, verleitete uns einer vielleicht sträflichen Neugierde kein Ziel zu stecken, und wie war es möglich in einem Zimmer, welches von den Heiligthümern

seiner Kunst angefüllt war, nicht von dem Wunsche ergriffen zu werden, alles etwas genauer zu besehen? Nanni fand ein Notizbuch, welches dem Anscheine nach ganz unbedeutende Dinge enthielt."

Wieder eine kurze Erläuterung! Es ist hier ohne Zweifel von dem Tagebuch aus dieser Zeit die Rede, das eben in der Festschrift ‚Die Beethovenfeier' mitgetheilt ist und allerdings der nachfolgenden Schilderung nur zu sehr entspricht. Das Fräulein erinnerte sich übrigens auch noch eine Stelle ‚auf einem Fleckchen Papier' gesehen zu haben, mit den Worten: „Mein Herz strömt über beim Anblick der schönen Natur, — obschon ohne sie!" Das habe ihnen viel zu denken gegeben, sagt sie. In ihrem Tagebuche aber fährt sie so fort:

„Doch wie sehr wurden wir bald für unsere Neugierde bestraft, als ich die schmerzliche Entdeckung machte, er müsse oft sehr, sehr unglücklich sein! — Dieser kindliche Glaube, der hohe Sinn, der so fest am Göttlichen hängt, entzückte uns und steigerte unsere Theilnahme, unsere Achtung für diesen seltenen Menschen, wenigstens bei mir aufs Höchste. Es war

Unrecht, daß wir es gesehen haben, aber durch unsern Blick wurde es nicht entweiht, wir kamen hingegen in die Gelegenheit, den Werth dieses wahrhaft Edlen vollkommener als je zu würdigen. Ich war sehr erschöpft und konnte lange nicht einschlafen, doch endlich behauptete die Natur ihre Rechte."

Wir führen hier nur die eine Stelle aus dem Tagebuche an:

„Karl betrachtest du als dein eigenes Kind. Alle Schwätzereien, alle Kleinigkeiten achte nicht über diesen heiligen Zweck. Hart ist der Zustand für dich. Doch der droben, o er ist! Ohne ihn ist nichts!"

Das Fräulein fährt also fort:

„Des andern Morgens erschreckte uns die Scene mit dem Bedienten im höchsten Grade. Unser Unwille gegen den elenden Menschen und Mitleid, daß Jener mit solchen Thieren leben müsse, kannte keine Gränzen. Aeußerst unangenehm verstimmte mich dieser Vorfall; doch ging es bald vorüber, als er uns zum Frühstücken an der Antonsbrücke nachgekommen war, und den Her-

gang erzählte, seine Heftigkeit entschuldigte und den Kleinen warnte, es nicht so zu machen wie sein Onkel."

Das Fräulein selbst berichtet den Vorfall aus der Erinnerung genauer so: „Beethoven erschien mit zerkratztem Gesicht und klagte uns, daß er mit seinem Bedienten, der zum Austreten ist, einen Auftritt gehabt. ‚Sehen Sie,' sagte er, ‚so hat er mich zugerichtet!' — Er beklagte sich auch, daß diese Menschen, obwol sie wüßten, daß er nicht höre, dennoch nichts thäten um sich ihm verständlich zu machen."

Die Erzählung geht nun weiter, und zwar in einer auch für uns besondere Aufmerksamkeit erweckenden Weise:

„Es knüpfte sich bald ein äußerst interessantes Gespräch mit dem Vater an, welches sich aus den Bemerkungen fortspann, daß Beethoven unter diesen Menschen ein so trauriges Leben führe und durch nichts abzuhelfen wäre, als wenn er eine brave Frau nähme, weil nur die die tausenderlei traurigen Umstände seines Gehörs wegen mit Geduld ertragen würde.

Mein Vater fragte ihn, ob er denn Niemand kenne u. s. w. Ich hörte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit in einiger Entfernung zu und erfuhr, was mich in innerster Seele erschütterte, eine lang gehabte Ahnung bestätigte: er liebe unglücklich! Seit fünf Jahren habe er eine Dame kennen gelernt, mit welcher sich näher zu verbinden er für das höchste Glück seines Lebens gehalten hätte. Es sei nicht daran zu denken, fast Unmöglichkeit, eine Chimäre. Dennoch ist es jetzt noch wie den ersten Tag. ‚Ich hab's noch nicht aus dem Gemüthe bringen können', waren die Worte, welche mich schmerzlich ergriffen.

„Also auch von dieser Seite liebt er! Nun waren mir jene Worte auf einem Fleckchen Papier erklärt! — Diese Harmonie, sagt er, hat er noch nicht gefunden. Doch ist es zu keiner Erklärung gekommen."

Damit wir nun aber auch unsererseits völlig verstehen, was Beethoven mit diesem überraschenden Geständniß überhaupt uns von der Geschichte seines inneren Lebens aufdeckt, ist es erforderlich, die Erzählerin auf eine kurze Zeit völlig zu unterbrechen und wenigstens einen Blick auf des Künstlers Vergangenheit nach dieser den tiefsten Menschen berührenden Seite hin zu

werfen. Ist doch die heldisch schaffende Kraft der höchste Reiz, den das Weib kennt! Und nicht minder sucht diese männliche Geisteskraft Schönheit und Liebe und überhaupt Fülle des menschlichen Daseins, so daß ebenso begehrt und viel umfreit wie selbst mit leidenschaftlichstem Sehnen begehrend ein solcher Geist im Leben dasteht und der heftigsten Erregungen wie der seligsten Stunden die reichste Spende genießt.

---

4. Liebesgeschichten.

„Beethoven war nie ohne Liebe.“

Wir beginnen mit der allerdings in der Anschauungsweise etwas gewöhnlichen doch thatsächlich vollgültigen Mittheilung seines Bonner Freundes Dr. Wegeler, den die Aeußerung eines ebenfalls langjährigen Wiener Bekannten Beethoven's: derselbe sei nie verheirathet und, merkwürdig genug, auch nie in einem Liebesverhältniß gewesen, zu folgender bestimmten Erklärung führte:

„Die Wahrheit ist: Beethoven war nie ohne Liebe und meist von ihr im hohen Grade ergriffen.

Seine und Stephan von Breuning's (ebenfalls eines Bonner Jugendfreundes) erste Liebe war Fräulein Jeanette d'Honrath aus Köln, die oft einige Wochen in der von Breuning'schen Familie in Bonn zubrachte. Sie war eine schöne lebhafte Blondine, von gefälliger Bildung und freundlicher Gesinnung, welche viele Freude an der Musik und eine angenehme Stimme hatte. So neckte sie unsern Freund mehrmals durch den Vortrag eines damals bekannten Liedes:

Mich heute noch von Dir zu trennen
Und dieses nicht verhindern können,
Ist zu empfindlich für mein Herz!

Denn der begünstigte Nebenbuhler war der österreichische Werbehaupt in Köln, Carl Greth, welcher die d'Honrath heiratete.

„Darauf folgte die liebevollste Zuneigung zu einem schönen und artigen Fräulein v. W., von welcher Werther-Liebe Bernhard Romberg (der berühmte Cellist) mir noch Anekdoten erzählte.

„Diese Liebschaften fielen jedoch in das Uebergangsalter und hinterließen eben so wenig tiefe Eindrücke, als sie deren bei den Schönen erweckt hatten.

„In Wien war Beethoven wenigstens so lange ich da lebte (von 1794—96) immer in Liebesverhält-

nissen und hatte mitunter Eroberungen gemacht, die manchem Adonis, wo nicht unmöglich, doch sehr schwer geworden wären. Bemerken will ich noch, daß so viel mir bekannt, jede seiner Geliebten höheren Ranges war."

Letzteres bestätigt denn auch die Biographie selbst, wo wie in Leporello's Arie Comtessen, Baronessen und Damen anderer ausgezeichneten Lebens- oder Kunststellung in reicher Abwechslung an uns vorüberwandeln. Nur daß sie selbst eher als Beethoven die Rolle des Don Juan zu spielen oder wenigstens ihn mehr zu necken als wirklich zu lieben scheinen! So existirt ein kleines Bildchen, einen Amor darstellend, der mit der Fackel einer Psyche die Flügel verbrennt, und darunter von Beethoven's Hand:

„Zum neuen Jahr für die schelmische Comtesse Charlotte Brunswick

von ihrem Freunde

Beethoven."

Und wirklich hat denn auch keine all dieser schönen oder vornehmen Damen die Tiefe des Gemüths und den daraus hervorgehenden Lebensmuth gezeigt, dem allerdings etwas eigengearteten Mann und stürmischen Titanen die Hand auch fürs Leben zu reichen!

Von den uns bekannt gewordenen Frauen, die Beethoven's Liebe gewonnen, nennen wir weiter die schöne und begabte Sängerin Magdalena Willmann, dem Meister schon aus seiner Bonner Jugendzeit befreundet. Er ward beim Wiedersehen in Wien von ihren Reizen so sehr gefesselt, daß er ihr seine Hand anbot. Sie schlug sie aus und weshalb? — „Weil er so häßlich war und halb verrückt!" So berichtet ein Beethovenforscher nach den Erzählungen der Tochter des Bruders der Dame.

Wir nennen ferner seine Clavierschülerin, die siebzehnjährige Gräfin Giulietta Guicciardi mit der schönen Figur und den schwärmerischen blauen Augen. „J'étais bien aimé d'elle et plus que jamais son époux," schreibt der ertaubte Meister selbst noch mehr als zwanzig Jahre später seinem Famulus auf seine Fragen hin, und auf sie beziehen wir das Wort, das ebenfalls er selbst an Wegeler schreibt und das den Anlaß zu dessen Aeußerung über ‚Beethoven's Liebesverhältnisse' gab. Es lautet:

„Etwas angenehmer lebe ich jetzt wieder, indem ich mich mehr unter Menschen gemacht. Du kannst es kaum glauben, wie öde, wie traurig ich mein Leben

seit zwei Jahren zugebracht. Wie ein Gespenst ist mir mein schwaches Gehör überall erschienen, und ich floh die Menschen, mußte Misanthrop scheinen, und bin's doch so wenig.

„Diese Veränderung hat ein liebes zauberisches Mädchen hervorgebracht, das mich liebt und das ich liebe. Es sind seit zwei Jahren wieder einige selige Augenblicke, und es ist das erste Mal, daß ich fühle, daß Heirathen glücklich machen könnte. Leider ist sie nicht von meinem Stande, — und jetzt könnte ich nun freilich nicht heirathen, ich muß mich nun noch wacker herumtummeln. Wäre mein Gehör nicht, ich wäre nun schon lange die halbe Welt durchgereiset, und das muß ich. Für mich giebt es kein größeres Vergnügen, als meine Kunst zu treiben und zu zeigen."

Das war im Jahre 1801. Zwei Jahre später heirathete die junge Gräfin einen Grafen Gallenberg, ebenfalls blos Componist und zwar von Balletmusik. Beethoven selbst schreibt: „Et elle cherche moi pleurant, mais je la méprisais." Er hatte derweilen eine derartige Lebensstellung bekommen, daß er ‚heirathen konnte' und so vielleicht auch hier entweder seine Hand ange-

boten oder wenigstens eine solche Absicht und Hoffnung durch sein ganzes Thun und Lassen merklich angedeutet hatte. Ihr Muth war aber nicht über den anderer Frauen gegangen. Doch muß sie ihr Verschulden gleich tief wie das eigene Leid empfunden haben, daß sie selbst ihn ‚weinend aufsucht‘, das nicht zwanzigjährige hochadlige Fräulein. Und dann, liegt nicht eine innere Entschuldigung ihres Handelns in dem Wort, mit welchem Beethoven selbst später den Schritt charakterisirt, den er damals zu thun vorhatte? Der Famulus hatte nämlich auf jene letzte Aeußerung hingeschrieben: „Herkules am Scheidewege!“ — und Beethoven schließt also das Gespräch mit dem Ausrufe:

„Und wenn ich hätte meine Lebenskraft mit dem Leben (d. h. einer Ehe) so hingeben wollen, was wäre für das Edle, Bessere geblieben?“

Wir werden bald auch aus unsern Tagebuchnotizen vernehmen, daß er wirklich in solcher Weise über das Verhältniß einer eigenen Ehe zu seiner Kunst dachte, und dies ist ohne Zweifel der letzte Grund, warum er eben zeitlebens ehelos geblieben.

Trotz alledem regte sich die natürlichste und kräf-

tigste aller menschlichen Leidenschaften auch in diesem ‚Herkules‘ stets aufs neue mit voller Macht und sogar mit Ueberwältigung all seiner Gefühle wenigstens für den Moment. Sein junger Schüler Ries, der die Jahre 1801—5 meist in seiner unmittelbaren Nähe lebte, berichtet in allerdings noch oberflächlicherer Anschauungsweise als schon Wegeler, aber ebenfalls aus eigenem Anschauen und Erleben:

„Beethoven sah Frauenzimmer sehr gerne, besonders schöne jugendliche Gesichter, und gewöhnlich wenn wir an einem etwas reizenden Mädchen vorbeigingen, drehte er sich um, sah es mit dem Glase nochmals scharf an und lachte oder grüßte, wenn er sich von mir bemerkt fand. Er war sehr häufig verliebt, aber meistens nur auf kurze Dauer. Da ich ihn einmal mit der Eroberung einer schönen Dame neckte, gestand er mir, die habe ihn am stärksten und längsten gefesselt, — nämlich sieben volle Monate.“

Das ist nun alles recht gut und schön und zumal bei einem Künstler mit seiner ‚Künstlerlust an sinnlichen Dingen‘, als deren höchstes eben hier das Weib nur noch erscheint, ebenso begreiflich wie verzeihlich. Doch sollte denn die mit elementarer Gewalt das Herz an-

fallende und in seinen tiefsten Tiefen umbildende echte Liebesleidenschaft nicht auch über ihn einmal völlig Herr geworden sein und sein Inneres erschüttert haben?

Hören wir das Nachfolgende.

In der geheimen Lade eines alten Schrankes fand sich nach Beethovens Tode unter andern wichtigen Briefschaften jener merkwürdige Brief mit zwei Nachschriften, der heute fast allbekannt, die Welt zuerst über Beethovens Wesen nach dieser Seite hin ebenso aufklärte, wie seine Sonaten schon jedem das reichste und tiefste innere Gemüthsleben in diesem Künstler längst aufgedeckt hatten. Wir dürfen die überströmende Fülle dieser Ergüsse hier nicht fehlen lassen. Geben sie doch den Aeußerungen über die ‚unglückliche Liebe', die er selbst oben berichtete, erst den wahren Hintergrund! Die Adressatin kennt man nicht. Man nahm bisher jene Gräfin Giulietta Guicciardi dafür; es ist dies aber irrig. Ebensowenig weiß man mit Sicherheit den Zeitpunkt dieser Liebe. Doch hat das Jahr 1806 allerdings die größte Vermuthung für sich. Geschrieben sind diese fünf Blättchen feinen Postpapiers mit Bleistift, und zwar aus einem ungenannten Badeorte, wahrscheinlich in Ungarn. Ob sie jemals wirklich

abgesandt worden? – Es ist mehr als fraglich. Wie wären sie sonst in Beethovens Nachlaß gefunden worden?

Da heißt es denn zunächst am 6. Juli morgens:

„Mein Engel, mein Alles, mein Ich! — nur einige Worte heute und zwar mit Bleistift, mit deinem. Erst bis morgen ist meine Wohnung sicher bestimmt, — welcher nichtswürdige Zeitverderb in dergleichen! — Warum dieser tiefe Gram, wo die Nothwendigkeit spricht? Kann unsere Liebe anders bestehen als durch Aufopferungen, durch nicht alles verlangen? Kannst du es ändern, daß du nicht ganz mein, ich nicht ganz dein bin? — Ach Gott, blick in die schöne Natur und beruhige dein Gemüth über das Müssende. Die Liebe fordert alles und ganz mit Recht, so ist es mir mit dir, dir mit mir. Wären wir ganz vereinigt, du würdest dieses Schmerzliche eben so wenig als ich empfinden. —

„Wir werden uns wohl bald sehen. Auch heute kann ich dir meine Bemerkungen nicht mittheilen, welche ich während dieser einigen Tage über mein Leben machte. Wären unsere Herzen immer dicht bei einander, ich machte wohl keine dergleichen. Die Brust ist voll dir viel zu sagen. Ach — es giebt Momente,

wo ich finde, daß die Sprache noch gar nichts ist. Erheitere dich, bleibe mein treuer, einziger Schatz, mein Alles, wie ich dir. Das Uebrige müssen die Götter schicken, was für uns sein muß und sein soll.

Dein treuer

Ludwig."

Tiefer enthüllt sich uns aber diese lebenbewegende Leidenschaft am Abend des gleichen Tages. Sie hebt ihn selbst auf höchste Höhen des Schauens und Empfindens.

„Du leidest, du mein theuerstes Wesen?" schreibt er. „Du leidest. Ach wo ich bin bist auch du mit mir. Mit mir und dir werde ich machen, daß ich mit dir leben kann. Welches Leben!!!! so!!!! ohne dich. Verfolgt von der Güte der Menschen hier und da, die ich meine, eben so wenig verdienen zu wollen als sie zu verdienen. Demuth des Menschen gegen den Menschen, sie schmerzt mich. Und wenn ich mich im Zusammenhang des Universums betrachte, was bin ich und was ist der, den man den Größten nennt! — Und doch ist wieder hierin das Göttliche im Menschen.

„Ich weine, wenn ich denke, daß du erst wahrscheinlich Sonnabends die erste Nachricht von mir er-

hältst. Wie du mich auch liebst, stärker liebe ich dich doch. Doch nie verberge dich vor mir. Gute Nacht — als Badender muß ich schlafen gehn. Ach Gott — so nah! so weit! Ist es nicht ein wahres Himmelsgebäude, unsere Liebe? — Aber auch so fest wie die Veste des Himmels!"

Und als wenn selbst der Schlaf dieses schöne innere Glück nicht unterbrochen hätte, heißt es auf demselben Zettel sofort weiter:

„Guten Morgen am 7. Juli. —

Schon im Bette drängen sich die Ideen zu dir, meine unsterbliche Geliebte, hier und da, freudig, dann wieder traurig, vom Schicksale abwartend, ob es uns erhört. — Leben kann ich entweder nur ganz mit dir oder gar nicht. Ja, ich habe beschlossen, in der Ferne so lange herumzuirren, bis ich wieder in deine Arme fliegen kann, und mich ganz heimathlich bei dir nennen kann, meine Seele von dir umgeben ins Reich der Geister schicken kann. Ja, leider muß es sein. Du wirst dich fassen, um so mehr, da du meine Treue gegen dich kennst. Nie eine andere kann mein Herz besitzen, nie — nie! —

„O Gott, warum sich entfernen müssen, was man so liebt? Und doch ist mein Leben in Wien so wie jetzt ein kümmerliches Leben. Deine Liebe machte mich zum Glücklichsten und zum Unglücklichsten zugleich. In meinen Jahren jetzt (er war im Jahr 1806 fünfunddreißig Jahr alt) bedürfte ich einiger Einförmigkeit, Gleichheit des Lebens, — kann diese bei unserem Verhältnisse bestehen? —

„Engel, eben erfahre ich, daß die Post alle Tage abgeht und ich muß daher schließen, damit du den Brief gleich erhältst. Sei ruhig, nur durch ruhiges Beschauen unsers Daseins können wir unseren Zweck erreichen. Sei ruhig — liebe mich — heute — gestern — welche Sehnsucht mit Thränen nach dir — dir — dir — mein Leben — (die Schrift wird immer flüchtiger) mein Alles — leb wohl — o liebe mich fort — verkenne nie das treuste Herz deines Geliebten

L.

ewig dein
ewig mein
ewig uns."

Und solche Liebe fand nicht ihre Erfüllung, solches Verlangen nicht volle Hingabe und ganzes Opfer seiner selbst?

Wir erfahren nichts näheres über den Grund, daß auch hier der Erfolg fürs Leben versagte, und wissen nur, daß in diesem Sommer 1806 die Sonate in F-moll (Op. 57) fertig ward, einer der leidenschaftlichsten Ausbrüche seines Innern und eben deshalb von empfänglichen Seelen als die Appassionata bezeichnet, da sie allerdings wie mit dem Blut des eigenen Herzens geschrieben erscheint. Auch schreibt eben jener Stephan von Breuning, mit dem er einst in einer ersten Liebe rivalisirt hatte, im Herbst dieses Jahres an den anderen Bonner Jugendfreund: Beethovens Gemüthsstimmung sei meistens sehr melancholisch. —

Weiter nun sind wir geneigt, eine bemerkenswerthe Notiz unseres Fräuleins Giannatasio in die bald darauf folgende Zeit zu versetzen und auf eben jenen Jugendfreund zu beziehen.

„Hierher gehört wohl," erzählt nämlich das Fräulein, nachdem sie mit ihm ein ‚interessantes Gespräch über Liebe und Ehe' gehabt, das uns bald begegnen wird, — „hierher gehört, was er uns einmal von einem Freunde erzählte, welcher mit ihm dasselbe Mädchen liebte, das Mädchen aber zog Beethoven vor. War es ein Anfall von Edelmuth? — kurz, Beethoven überließ sie dem Freunde und zog sich zurück. Das

Mädchen aber starb bald, ich glaube, nachdem sie dennoch den Freund geheirathet hatte."

Stephan von Breuning heirathete im Jahre 1808 die Tochter des von Beethoven sehr geschätzten Arztes Dr. von Vering in Wien. Sie starb aber bereits elf Monat nach der Heirath, nachdem Beethoven ihr noch die Clavier-Umarbeitung seines einzigen Violinconcertes gewidmet hatte. —

Und stets aufs neue erstand die Leidenschaft der Jugend und aller derer, die wie Künstler und Dichter ihr im Grunde Zeit des Lebens angehören. Die nachfolgenden Stellen aus den Briefen an einen anderen Freund, den Baron Gleichenstein aus Freiburg im Breisgau, reden in dem was uns hier angeht, ebenfalls für sich selbst.

Da steht zunächst:

„Grüße mir alles was dir und mir lieb ist. Wie gerne würde ich noch hinzusetzen: und wem wir lieb sind???? — Wenigstens gebührt mir dieses Fragezeichen. Leb wohl, sei glücklich, ich bin's nicht."

Gleichenstein heirathete im Jahr 1811 ein Fräulein von Malfatti. Ihre schöne und geistig angeregte Schwester mit dem schwarzbraunen Lockenhaar,

die ‚flüchtige, alles im Leben leicht behandelnde‘ Therese hatte auf seinen großen Freund einen tiefen und nachhaltigen Eindruck gemacht, er wünschte ihre Hand zu besitzen. Allein wir kennen einen Zettel an den Freund, der alles sagt, was hier zu wissen erforderlich ist.

Derselbe lautet:

„Deine Nachricht stürzte mich aus den Regionen des höchsten Entzückens wieder tief herab. Wozu der Zusatz, du wolltest mir es sagen lassen, wenn wieder Musik sei? Bin ich denn gar nichts als dein Musikus oder der Anderen? So ist es wenigstens auszulegen. Ich kann also nur wieder in meinem eigenen Busen einen Anlehnungspunct suchen, von außen gibt es also gar keinen für mich. Nein, nichts als Wunden hat die Freundschaft oder ihr ähnliche Gefühle für mich. — So sei es denn! Für dich, armer Beethoven, gibt es kein Glück von außen, du mußt dir alles in dir selbst erschaffen, nur in der idealen Welt findest du Freunde.“

„Seine Heirathspartie hat sich zerschlagen,“ schreibt im August 1810 Stephan Breuning an Freund Wegeler. —

Jetzt kommt Bettina „das Kind‘. Zu dieser genialischen Freundin Goethes, die im Frühling 1810 in Wien gewesen war, hatte ihn sogleich eine wahre Künstlerliebe ergriffen. Und sie verdiente eine solche auch von einem Beethoven, sie, die selbst solch eine hohe Empfindung und Begabung für Kunst hatte. Hätten wir kein anderes Zeugniß darüber, — Beethovens eigene Briefe an sie würden es beweisen. Und als sie nun den Dichter Achim von Arnim heirathet, schreibt er ihr:

„So ströme denn alles Glück Ihnen und Ihrem Gatten zu, womit die Ehe die Ehelichen segnet. Was soll ich Ihnen von mir sagen? ‚Bedaure mein Geschick!‘ rufe ich mit der Johanna aus. Rette ich nur noch einige Lebensjahre, so will ich auch dafür wie für alles Wohl und Wehe dem alles in sich Fassenden, dem Höchsten danken.“

Das war im Winter auf 1811. In Beethovens Exemplar der Odyssee aber stehen die Verse angestrichen:

— Denn nichts ist besser und wünschenswerther auf Erden,
Als wenn Mann und Weib, in herzlicher Liebe vereinigt,
Ruhig ihr Haus verwalten: den Feinden ein kränkender Anblick,
Aber Wonne den Freunden! Und mehr noch genießen sie selber.

So existirt ferner ein Stammbuchblatt aus dem Besitz eines Fräulein Amalie Sebald:

„Ludwig van Beethoven,
Den Sie, wenn Sie auch wollten,
Doch nicht vergessen sollten.
Teplitz, am 8. August 1812.“

Beethoven war damals aufs neue zur Kur in den Böhmischen Bädern und Fräulein Sebald aus Berlin mit einer russischen Familie ebenfalls dort. Sie war eine durch geistige und körperliche Vorzüge gleich ausgezeichnete Dame von ungefähr dreißig Jahren und verband mit einer ‚bezaubernd schönen‘ Stimme eine musikalische Bildung, die sogar einem Beethoven anziehend sein mußte. Wir besitzen eine kleine Anzahl von Billets an sie aus den Tagen dieser ersten Bekanntschaft. Ohne alle Leidenschaft hallen dieselben ein Gefühl tief inneren persönlichen Verständnisses wieder, wie es diesen späteren Lebensjahren gemäßer und erquickender ist, als jene fluthende und ebbende Woge jugendlichen Herzensungestüms.

„Tyrann ich?! Ihr Tyrann!“ schreibt Beethoven am 16. September 1812. „Nur Mißdeutung kann Sie dies sagen lassen, wie wenn eben dieses Ihr Urtheil

keine Uebereinstimmung mit mir andeuten solle. Nicht Tadel deßwegen; es wäre eher Glück für Sie. —

„Die Leute sagen nichts, es sind nur Leute, sie sehen sich meistens in Andern nur selbst, und das ist eben nichts. Fort damit! Das Gute, Schöne braucht keine Leute. Es ist ohne alle andere Beihülfe da, und das scheint denn doch der Grund unseres Zusammenhaltens.

„Leben Sie wohl, liebe Amalie. Scheint mir der Mond heute Abend heiterer als den Tag durch die Sonne, so sehen Sie den kleinsten, kleinsten aller Menschen bei sich.

Ihr Freund Beethoven."

„Des Geistes Fluthstrom ebbet nach und nach",

singt Faust. So ist es hier mit der begehrenden Leidenschaft dieses kraftvollen Geistes. Noch eine Stelle diene uns zur Charakterisirung dieser ‚Freundschaft':

„Was träumen Sie, daß Sie mir nichts sein können? Mündlich wollen wir darüber, liebe Amalie, reden. Immer wünsche ich nur, daß Ihnen meine Gegenwart Ruhe und Frieden einflößte und daß Sie zutraulich gegen mich wären. Ich hoffe mich morgen

besser zu befinden, und einige Stunden werden uns noch da während Ihrer Anwesenheit übrig bleiben, in der Natur uns beide wechselseitig zu erheben und zu erheitern.

„Gute Nacht, liebe Amalie, recht viel Dank für die Beweise Ihrer Gesinnung für Ihren Freund

Beethoven."

Eine andere Seite des Inhalts dieser Billets ist die zarte Aufmerksamkeit für des oftmals leidenden Künstlers Pflege. Er mußte das Wohlthuende dieser Gabe wahrer Liebe und Freundschaft von Jahr zu Jahr mehr entbehren.

Es folgte das Jahr 1813 mit seinem ‚elenden Leben auch in physischer Hinsicht'. Eine verheirathete Freundin, die uns später wieder begegnen wird, mußte den völlig zerrütteten Bestand seines äußeren Daseins wenigstens annähernd wiederherstellen helfen. Er glaubte in dieser Verwirrung zu versinken, es fehlte selbst an den nächsten Bedürfnissen einer ordentlichen Menschenexistenz. Sein Tagebuch enthält am 13. Mai 1813 einen Zuruf an sich selbst und einen Ruf um höhere Hülfe, die mehr sagen als alle Beschreibung des Daseins eines Künstlers, an dem bei der Versunkenheit

in seine Welt alles äußere Leben unbeachtet vorbeigeht. Da steht:

„Eine große Handlung, welche sein kann zu unterlassen und so bleiben. O welcher Unterschied gegen ein unbeflissenes Leben, welches sich so oft in mir abbildete. O schreckliche Umstände, die mein Gefühl für Häuslichkeit nicht unterdrücken, aber wohl deren Ausübung. O Gott, Gott, sieh auf den unglücklichen Beethoven herab, laß es nicht länger so dauern!"

Das Jahr 1814 erschien, und mit ihm das Ende der Kriegsnoth, der Wiener Congreß. Die Geschenke der Herrscher und Großen, vor allen das ‚großmüthige' der Kaiserin von Rußland, bei jenem großen Concert halfen denn auch wenigstens einigermaßen die äußere Lage unseres Künstlers heben. Allein ein kranker Bruder bedurfte des größeren Theils dieser Einnahme. Dann gar verblieb ihm dessen einziger Sohn als theures Vermächtniß zu völliger Pflege und Erziehung. Aber er hatte den ‚süßen Trost, ein armes unschuldiges Kind aus den Händen einer unwürdigen Mutter gerettet zu haben'. Doch klagt er schon bald ebenfalls

gegen seinen Schüler Ries in London, das Institut des Knaben sei so schlecht, daß er eine ordentliche Haushaltung einrichten müsse, um ihn zu sich zu nehmen.

Begreift man da den Schluß dieses Briefes an Ries vom 8. März 1816: „Alles Schöne an Ihre Frau. Leider habe ich keine. Ich fand nur Eine, die ich wohl nie besitzen werde; bin aber deswegen kein Weiberfeind.“

Und in den Sommer dieses gleichen Jahres 1816 setzen wir, was auf einem besonderen Zettel steht:

„Nur Liebe — ja nur sie vermag dir ein glücklicheres Leben zu geben — o Gott, laß mich sie — jene endlich finden, die mich in Tugend bestärkt, die nur erlaubt mein ist.

Baden, am 29. Juli.

Als die M. vorbeifuhr und es schien, als blickte sie auf mich.“

Wer diese M. sein mag?— Wir wissen es nicht gewiß. Die schöne Therese Malfatti heirathete freilich erst im nächsten Jahr 1817 den Baron von Droßdick und lebte damals noch in Wien. Amalie Sebald aber war

bereits Frau Justizrath Krause. Weiter vermögen wir nichts Bestimmtes auszusagen.

Genug aber wir sehen, daß stets wiedererwachender innerer Herzenstrieb und äußere Lebenslage, daß Noth und Neigung einander die Hand reichten, um auch den jetzt schon alternden und aller Regelmäßigkeit und Beschränkung im äußeren Dasein ungewohnten Mann noch mit wahrem Sehnen und wie nach einem letzten Rettungsanker nach einer Ehe ausschauen zu lassen. Und dennoch schweift er in chimärischer Ferne und sieht nicht, was ihm in so zarter Hinneigung unmittelbar nahe steht? — Wir werden uns über diesen Punkt am Schluß der gesammten Mittheilungen auszusprechen haben.

Das Fräulein selbst aber schreibt also weiter:

„Fremd stand er nun vor mir, und ich drückte meinen Schmerz tief in mein Innerstes zurück. Doch nicht lange, so war mein Wunsch wieder so lebhaft, der Vater und überhaupt unsere Familie möchte viel zu seinem froheren Leben beitragen können. Auch bot sich Letzterer so herzlich an, Beethoven war so überzeugt von unserem Gefühle der Freundschaft für ihn, daß es mir wohl that. So zerstreut ich war, so konnte

ich dieser göttlich schönen Natur (des Helenenthals bei Baden) meinen Zoll nicht versagen. Er sprach noch viel von dem unglücklichen Verluste seines Gehörs, von dem elenden Leben, welches er viele Zeit in physischer Hinsicht geführt u. s. w., bis wir bei der Krämerhütte ankamen."

Auch über das Weitere dieser bedeutsamen Begegnung berichtet das Fräulein, und zwar nach fast drei Wochen, am 7. October:

„Wie angenehm war es mir bei dem Rückwege, mich mit ihm über manches zu verständigen, was ihm vielleicht unangenehme Augenblicke verursacht hätte, wegen der zu erwartenden Operation Karl's. Ich beruhigte ihn über seine Pflege ꝛc. Er war so froh beim Mittagsmahl in Helena und seine Muse umschwebte ihn. Er schrieb mehrere Takte — wie interessant war mir das! — und sagte: ‚Mein Spaziergang mit Ihnen hat mir Noten genommen, doch auch wieder eingetragen!'

„Was ich Beethoven mit Nanni's Willen zum Dank für diesen vergnügten Tag schrieb, tröstete mich für mein Unvermögen es mit Worten thun zu können.

Wie hart mir um's Herz war und wie Wehmuth mein Inneres füllte, als wir mit ihm gingen das Morgenbrot einzunehmen, kann ich nicht sagen. Aber unendlich angenehm der Gedanke ihm einen Dienst leisten zu können durch die Pflege des Kleinen, der, wie er oft sagte, unbezahlbar ist. Viel, sehr viel tröstet mich dies für mein Ich, und der Gedanke, daß er uns kennt!"

Wir haben jenes Stück vom 7. October, sowie ja die Schreiberin selbst es gethan, sogleich zu dem Bericht hinzugenommen. Jetzt ist sie wieder bei dem gewöhnlichen Aufschreiben, und zwar zunächst über jene Operation. Sie schreibt:

„Den 28. September. Erst jetzt komme ich dazu, von Karl Beethoven's Operation, unserem Mitgefühl und den Tagen, welche wir an des Kleinen Schmerzenslager zubrachten, etwas zu schreiben. Er wird uns immer lieber, und man muß erstaunen, wie vorgerückt dieses Kind schon ist. Ein unendlich angenehmes Gefühl verursacht es mir, daß wir im Stande sind, dem guten, ehrlichen Onkel keine ganz gewöhnlichen Dienste zu leisten, daß er es so tief fühlt

und wir uns auf die Weise ein bleibendes Denkmal in seinem Herzen bauen.

„Er war die Tage hier, ich sprach viel mit ihm von der Mutter (Karls), der Ausführung seines Planes mit Karl, er sinnt nur darauf alles gut einzurichten und wünschte bei uns wohnen zu können. Freilich wäre dies das Beste, doch der Plan wegen dem Gartenhaus ist nicht ausführbar. Was mich betrifft, so hatte ich noch nie so sehr den Gedanken als jetzt, daß ich diesem Geiste nicht genügen würde, wenn der Zufall oder was immer mich ihm so nahe brächte; doch das Herz, — er ist so herzlich, so natürlich, ja das würde müssen ihm genügen! Der lebhafte Wunsch diesen herrlichen Menschen in einem sorgenfreieren, angenehmeren Leben zu sehen, bringt mich oft auf so närrische Gedanken, aber wie ich sage, ich habe es nie so sehr eingesehen als jetzt, wie undenkbar dies wäre."

Auch hier ist erwünschter Weise der Brief Beethovens uns aufbewahrt.

„Gewisses läßt sich nicht aussprechen," schreibt er am 22. September 1816 von Baden aus an den Vater, — „so als ich die Nachricht von Ihnen wegen

Karls überstandener Operation erhielt, besonders meine Gefühle des Dankes. — Sie ersparen mir hier Worte hervorzubringen oder kaum zu stammeln. — Sie würden doch nichts sagen gegen das was meine Gefühle Ihnen gern zollen möchten, also still! — —

„Daß ich wünsche zu hören, welchen Fortgang es jetzt mit meinem theuren Sohne nimmt, können Sie wohl denken. Ich habe, seit Sie fort sind von hier, an Bernard geschrieben, damit er sich bei Ihnen erkundigen sollte, habe aber keine Antwort erhalten. Denn am Ende können Sie mich für einen halben sorglosen Barbaren halten, indem Herr Bernard wahrscheinlich ebensowenig bei Ihnen gewesen, als er an mich geschrieben hat.

„Besorgnisse kann ich keine bei Ihrer trefflichen Gemahlin haben, rein unmöglich. Daß es mir Wehe verursacht nicht Theil nehmen zu können an den Schmerzen meines Karl und ich wenigstens öfter von seinem Zustande zu wissen wünsche, dies wird Ihnen sehr begreiflich sein. Da ich nun auf einen so gemüthlosen, untheilnehmenden Freund wie Herr Bernard verzichtet habe, so muß ich Ihre Freundschaft und Gefälligkeit in dieser Rücksicht doch in Anspruch nehmen. Ich hoffe bald einige Zeilen von Ihnen und erbitte

alles Schöne und tausend Dank Ihrer verehrten Frau Gemalin zu sagen.

In Eile
Ihr L. van Beethoven."

So sehr also war er vertieft gewesen in jene ‚ganz anderen Dinge‘, daß er bei dem geliebten Sohne nicht einmal zu einem solchen doch immer nicht gefahrlosen Vornehmen, wie eine Bruchoperation ist, hatte kommen können? Es war aber auch ein hohes Werk, an dem sein Inneres webte, jene Neunte Symphonie, die, nachdem sie das tiefste Leid der Existenz, und in welchen Tönen, ausgesprochen, später auch aus sich selbst das Hohe-Lied von der ‚Freude schönem Götterfunken‘ und der ‚allumschlingenden Menschenliebe‘ gebar! —

Wenig Tage darauf kommt er aber doch selbst in die Stadt, und auch hier zeigt, wovon das Fräulein aufschreibt, die innige Freude seines Wesens, die jedoch gewiß ebenso Folge des sicheren Gelingens seiner hohen Arbeit wie der Befreiung von Sorge und Befürchtung um seinen ‚theuren Sohn‘ war. Denn die ‚Thätigkeit‘, wie er bescheiden sein großes Schauen und Schaffen nennt, befördert sein physisches Dasein, beflügelt sein

ganzes Wesen und treibt die tiefinnen wohnende Heiterkeit des echten Künstlers hervor.

Das Fräulein schreibt:

„Den 29. September. Gestern Abends war wider alles Vermuthen der theure Onkel Beethoven bei uns und brachte einen jungen Menschen, seinen Landsmann mit. Als ich Ersterem sagte, ich hätte geglaubt er wäre schon in Baden, so lachte er und meinte, er höre immer mehr auf zu glauben und ich glaube immer! Ueberhaupt war er so lustiger Laune, und da gefällt er mir immer vorzüglich. Wegen seinem Lied, das ich ihm leihen mußte, sagte er auch, er müsse es mir wohl bald wieder bringen (da ich ihn darum bat) schon meiner Liebe zur Wahrheit wegen; es war: Das Geheimniß, Liebe und Wahrheit von Wessenberg, und so war er voll Späßen und Wortspielen."

In der Fülle dieses Dankgefühles vergißt er ganz, daß er demselben schon vorher schriftlich den lebhaftesten Ausdruck geliehen hatte, und schreibt einige Tage nachher nochmals: „Ich vergaß, weil ich in der Eile, zu sagen, daß alles Liebe und Gute, welches die Frau

Giannatasio meinem Karl während seiner Krankheit erwiesen, in mein großes Schuldbuch eingetragen ist und ich auch bald zeigen werde, daß es mir immer gegenwärtig bleibt."

Die Familie litt durch geringen Besuch ihres Instituts damals empfindlich unter dem Druck materiellen Mangels, und Beethoven deutet daher in mehreren seiner Briefe an, daß er die Güte und Liebe, die man dem Knaben erweise, doppelt lohnen werde. Ob es geschehen, erfahren wir auch durch das Fräulein nicht. Wir werden aber bald genug sehen, daß er selbst in gleichen drückenden Umständen sich befand und daher auch den Plan, den Knaben aus dem Institut und zu sich zu nehmen, zunächst aufgeben mußte.

Das Liedchen, dessen das Fräulein erwähnt, führt uns ebenfalls ganz in die eigentliche Welt Beethoven's ein. Es war ein Jahr vorher entstanden und in diesem Frühjahr 1816 als Beilage der ‚Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode' erschienen, deren Redacteur eben jener ‚untheilnehmende Freund' Bernard war. Daß Beethoven es sich hier leiht, geschah wohl aus einem sehr praktischen Anlaß: der ‚junge Landsmann', von dem oben die Rede ist, war der Sohn des Musikalienhändlers Simrock aus Bonn, bei dem

denn auch im nächsten Jahre das Liedchen erschien. Sein Text lautet:

Das Geheimniß.

Von Wessenberg.

Wo blüht das Blümchen, das nie verblüht?
Wo strahlt das Sternlein, das ewig glüht?
Dein Mund, o Muse! dein heil'ger Mund
Thu' mir das Blümlein und Sternlein kund.

Verkünden kann es dir nicht mein Mund,
Macht es dein Innerstes dir nicht kund.
Im Innersten glühet und blüht es zart.
Wohl jedem, der es getreu bewahrt!

Und daß das in lieblicher Einfachheit mehr gesprochene als gesungene Liedchen von dem Werth der Liebe und Wahrheit seinem zweiten und echteren Sänger so recht vom Herzen kam und auch wieder Anderen das Herz erfreuen und beleben sollte, beweist die Ueberschrift: ‚Innig vorgetragen und nicht schleppend.‘ Diese letztere Aufschrift aber hat Beethoven sich in jenes kleine Heft aufnotirt, das mit Entwürfen zur Sonate Op. 106 und zur Neunten Symphonie erfüllt ist. Und durch diesen Umstand stellt sich uns hauptsächlich der Zeitpunkt des Beginnes

jener größten Werke seines Geistes fest. So führen manchmal kleine Umstände zur Feststellung der tiefsten Bewegungen und edelsten Schöpfungen eines Künstlers. Ihn selbst aber werden wir bald in Folge dieser vollen Versunkenheit in sein Ideenleben, das ihn stets bei solchem Schaffen befiel und vom wirklichen Leben völlig entfernte, auch wieder in der größten Verwirrung und in einem halb verzweifelten Kampf mit diesem wirklichen Leben finden, das seine ebenso trivialen wie unabweislichen Bedürfnisse nicht minder geltend zu machen strebte als der Genius seine Himmelsflüge, die ihn dem Leben und gewöhnlichem Menschendasein so sehr entfremdeten. Dazu kam ein ‚schweres Lungenleiden', das ihn erst im nächsten Sommer 1817 ganz verließ. Wahrlich genug der Noth in ‚Künstlers Erdenwallen'!

Das Fräulein erzählt uns also weiter:

„Den 1. November. ..... Die traurige Lage unseres theuren Beethoven betrübte mich die Zeit her ungemein. Krank, umgeben von unwürdigen Menschen, ohne Lebensfreuden. Er! — Es ist schrecklich! Dennoch hatte ich gestern ein angenehmes Gefühl, als der Vater erzählte, er wünsche immer bei uns

wohnen zu können. Und das Bewußtsein, daß er uns als wahre Freunde kennen lernte, versüßte mir die Bitterkeit des Gedankens, daß er keinen Freund hat, wie er sich ausdrückt, und so allein auf der Welt ist! Ich wollte viel darum geben, wenn diesem seltenen Menschen ein heiteres, vergnügteres Leben verschafft werden könnte. Ich hoffe noch immer, obgleich von der Besserung unserer Zeit wenig zu hoffen ist, welche doch so sehr damit in Verbindung steht."

Beethoven selbst erläutert uns diesen Zustand näher durch einen Brief an den Vater Giannatasio aus diesen Tagen.

„Meine Haushaltung sieht einem Schiffbruch beinahe ganz ähnlich oder neigt sich dazu," schreibt er. „Dabei scheint meine Gesundheit sich auch nicht in der Eile wiederherstellen zu wollen." Unter solchen Umständen einen Hofmeister zu nehmen und Karl's Bildung Zufälligkeiten überlassen, das könne er nicht: also möge Giannatasio den Knaben noch dieses Vierteljahr behalten. Doch müßten Besprechungen eintreten, wie er bei der Erziehung desselben auch selbst etwas ‚berücksichtigt' werden könne: „denn ich muß bei diesen sich noch immer verschlimmernden Zeitverhältnissen

leider dieses Wort aussprechen.“ Es trat das traurige Hungerjahr 1816/17 ein, und wir werden noch sehen, wie auch Beethoven darunter zu leiden hatte.

Das Fräulein erzählt also weiter:

„Den 10. November. Während Nanni, Leopold und Papa den Einzug der neuen Kaiserin (Caroline von Bayern) zu sehen gegangen waren, wollte ich den stillen Augenblick benutzen und unserm theuren Duncker schreiben. Doch da ich nicht alles so wiedergeben kann wie ich es denke, so vergeht mir wirklich die Lust, und ich schreibe nur ein paar Worte über mein freudiges Gefühl, als ich Beethoven wiedersah. Er war mir so lieb, und die Hoffnung, daß er noch lange unter uns leben wird, belebt mich wieder, obwohl er selbst wenig auf seine Gesundheit traut.

„Ich bin oft so kindisch, daß mich ein kleiner Vorzug, den er Nanni giebt, schmerzt, und ich werde nur dann wieder billig, wenn ich mir oft genug vorgesagt habe, daß ich gar auf keinen Vorzug von ihm Anspruch machen kann und darf. Der Name Aebtissin, den er mir meiner Sorgfalt um das häusliche Leben wegen aufgebracht hat, ist mir nicht ganz recht, und

der Gedanke, den ich von seiner Meinung (über mich) damit habe, stellt mich ebensowenig zufrieden, als Leopold im Gegensatz mit Nanni. Mir ist es nämlich nicht recht, wenn er in mir nur eine Haushälterin, und Leopold, wenn er in meiner Schwester nur eine Dame des Vergnügens sieht. Wäre es mir nur vergönnt für ihn zu wachen und zu sorgen, ich würde es mit größter Freude thun! Denn er verdient es, daß ein liebevolles Wesen für ihn sorgt! Einigemal habe ich mir die Freiheit genommen, mir solche Scenen ohne nähere Verbindung auszumalen und mir die Wirklichkeit als äußerst angenehm vorgestellt! Es müßte ihn doch freuen, wenn er es wüßte, daß es mir ein wahres Vergnügen wäre, ihm sein Leben durch so manche häuslichen Dienste zu erleichtern."

Auch hier ist uns ein Zettel Beethoven's aufbewahrt, der beweist, daß er die Sorge um ihn und den Knaben wohlthuend empfand und besonders froh war, daß er dadurch stets um so eher wieder seiner Kunst, der ‚castalischen Quelle' zugeführt ward. Zugleich aber erkennt man hier, daß ihm das junge Fräulein doch auch da Helferin oder Beratherin war, wo es sich um andere als die materiellen Bedürfnisse für den Knaben

handelt. Aber weiter auch nichts! — Er schreibt damals:

„Die hoch- und sehr wohlgeborene Frau A. Giannatasio ist höflichst gebeten, damit ich nicht soviel Beinkleider, Strümpfe, Schuhe ꝛc. im Kopfe zu behalten brauche, dem Unterzeichneten wissen zu machen, wie viel Ellen Casimir mein wohlgelaufener Herr Neffe nöthig habe, und zu Gunsten der castalischen Quelle bitte ich, ohne weiter mehr daran zu erinnern, mir hierauf zu antworten. Was die Frau Aebtissin betrifft, so soll diesen Abend darüber in der Sache für Karl Abstimmung gehalten werden, nämlich ob dabei zu verbleiben.

Dero wohl- und übelgeborener

L. v. Beethoven."

Es gab nämlich damals für den arbeitversunkenen Künstler wieder viel Aergerniß und Sorge von außen. Die ‚Königin der Nacht' hörte, wie er selbst schreibt, nicht auf, ‚alle Segel ihrer Rachsucht gegen ihn aufzuspannen'. Und Karl selbst beginnt in seinem Eifer lässig zu werden. Er selbst schreibt wieder an Giannatasio:

„Ich wünsche zu wissen, welche Wirkung mein Verfahren mit Karl nach Ihren neulichen Klagen hervorgebracht hat. Unterdessen hat es mich sehr gerührt, ihn so empfindlich für Ehre zu finden. Schon bei Ihnen machte ich Anspielungen auf seinen geringen Fleiß. Ernster als sonst gingen wir miteinander, furchtbar drückte er mir die Hand, allein dies fand keine Erwiderung. Bei Tische aß er beinahe gar nichts und sagte, daß er sehr traurig sei, die Ursache warum konnte ich noch nicht von ihm erfahren. Endlich beim Spazierengehen erklärte er, daß er so traurig sei, weil er nicht so fleißig habe sein können als sonst. Ich that nun das Meinige hierbei und war freundlicher als zuvor. Zartgefühl zeigt sich gewiß hieraus, und eben diese Züge lassen mich alles Gute hoffen."

Der Arme sollte sich nur zu sehr täuschen, und die Empfindung des Fräuleins, daß hier einzig ein geordnetes eigenes Hauswesen unter einer liebenden Gattin und Mutter hätte helfen können, ist richtig genug. Die Scheu vor solcher ‚Gebundenheit' aber ließ ihn selbst, dem Ruhe und Freiheit die ‚größten Güter' schienen, daran am wenigsten denken, und so

ward die Qual der Hemmung durch die gewöhnlichsten Lebenspflichten mit der Zeit immer größer. Er selbst schreibt darüber an Giannatasio:

„Was die Mutter anbelangt, so hat sie ausdrücklich verlangt, Karl bei mir zu sehen. Da Sie mich einige Male wanken gesehen haben, in sie ein besseres Vertrauen zu setzen, — dieses ist meinem Gefühl wider Unmenschlichkeiten beizumessen, um so mehr da sie außer Stande ist, Karl schaden zu können. Uebrigens können Sie leicht denken, wie einem so frei gewohnt zu lebenden Menschen wie mir alle diese ängstlichen Verhältnisse, worein ich durch Karl gerathen bin, unerträglich öfter vorkommen, worunter denn auch das mit seiner Mutter gehört. Ich bin froh, nie etwas davon hören zu müssen.“

Das Fräulein aber fährt zunächst fort:

„Den 17. Nov. halb 11 Uhr Nachts. — Beethoven war heute hier, er hat sich sehr erholt, und ich befürchte nicht mehr, daß seine Krankheit so tief liegt. Ich unterhielt mich, während die Uebrigen noch bei der Tafel waren, ziemlich lange mit ihm. Schon lange war er mir nicht so interessant als heute. Es ist

alles was werth, was er spricht. So närrisch es ist, das zu schreiben, so muß ich zufolge meiner Empfindung es thun. Es thut mir wehe, daß ihm Nanni lieber ist als ich. Als er eine halbe Stunde mit mir ernst gesprochen und sie kam herein, so war er mit ihr gleich so froh und bemerkte mich nicht mehr.

„Was will ich aber, ich närrisches Mädchen? Muß ja zufrieden sein, daß er mich noch so lieb hat, als es in der That ist. Auf mehr kann ich ja keine Ansprüche machen. Leider, daß ich sie so gern machte! Ich sollte mich schämen, daß ich so bald nach einem Gefühl, das mir so vielen Schmerz verursacht hat, in ein ähnliches zu verfallen drohe, welches mir wenigstens unruhige Stunden verursacht. Indeß meine Empfindungen sind mir klar, und es ist unendlich schwer ihnen zu widerstehen, desto mehr, da ich ein Leben ohne Liebe sehr gering achte. Es ist das Bedürfniß zu lieben, der lebhafte Wunsch einen Gegenstand zu finden, der meine Gefühle theilt, der beseeligend beseeligt. Daß dieser Wunsch bei Erkenntniß eines Menschen wie Beethoven rege werden muß, liegt in der Natur; also halte ich mich nicht für so tadelnswerth, der Verstand ist denn freilich etwas zurückgesetzt, aber nicht immer.

Das Gefühl ist zu mächtig, um ihn nicht manchmal zu unterdrücken."

„Den 23. November. Gestern war die erste Aufführung des Oratoriums (die ‚Befreiung von Jerusalem' von Abbé Stadler). Immer muß ich die Bemerkung machen, wie wenig Sinn ich für dergleichen Sachen als Putz und gesellschaftliches Vergnügen habe. Alles dieses kann mich nur sehr kurze Zeit interessiren. Auch hier ist das Uebermaß nicht recht. Ich komme mir so wenig jugendlich vor. Aber sehr viel ist denn doch das jetzige Leben in unserem Hause schuld, wo es oft gar keine Zeit giebt für etwas anderes als die reellen Bedürfnisse des Lebens zu sorgen; man wird dadurch so kleinlich. Wenn ich mich putzen könnte um Einem zu gefallen, das wäre denn freilich ganz anders. Allein dieser Eine ist für mich nicht in der Welt. Ich weiß wol Einen, dem ich recht sehr gern gefallen möchte, doch für den bin ich nicht in der Welt, wenigstens nicht in dieser Beziehung.

„Die Musik finde ich gut; doch fehlt ihr für meinen und Nannis Geschmack das Geniale, um uns zu fesseln. Warum hat uns der Einzige verwöhnt!" —

Wir lassen einstweilen das Fräulein weiter erzählen. Sind uns doch die Verhältnisse, von denen sie spricht, geläufig genug!"

„Den 5. December. Vor ein paar Tagen war Beethoven Vormittags bei uns, und da sprachen wir so viel Interessantes, ich möchte sagen er erzählte vieles von ihm, was mich so sehr interessirte, und dennoch wirklich recht sehr verstimmte. Wir werden ihn wahrscheinlich verlieren. Er wird einen Ort verlassen, an welchem sein hoher Werth nur von wenigen erkannt ist. Wie elend geht es doch in unserem Staate zu! Mit Recht rief er aus: man müsse jetzt nur für die Metzger, Schuster und Schneider arbeiten! Wenn es zu seinem Wohle ist, so ertrage ich gern das schmerzliche Gefühl, ihn nicht mehr in unserer Nähe zu wissen, und jede Hoffnung durch einen näheren vertraulichen Umgang ihm manche unangenehme Beschwerde des häuslichen Lebens weniger fühlbar zu machen. Wenn mir nur die Hoffnung bliebe ihn wiederzusehen! oder wenigstens immer zu wissen ob es ihm wohl geht! Doch mag es sein wie Gott will, im Innersten bleibt er uns immer was er ist, und so hoffe ich es auch von ihm. Der Gedanke sei mein Trost! Obwohl er es

doch nicht ganz weiß, wie sehr mein ganzes Wesen von hohem Interesse für sein Wohl erfüllt ist! —"

Es handelt sich hier um die endliche Ausführung der Reise nach London. Am 18. December 1816, also wenig Tage nach jenem Gespräch, schreibt er selbst an den jungen Componisten Ch. Neate dort, daß er ‚geschmeichelt' sein würde für die Philharmonische Gesellschaft Symphonien oder ein Oratorium zu schreiben. Er wähnte in England seinen Werth besser erkannt als daheim und fühlte sich nach seinem Naturell und Charakter den ‚stolzen Engländern', wie sie damals hießen, nahe verwandt. Die Reise ward freilich weder jetzt noch überhaupt jemals ausgeführt. Jedoch verdanken wir dem Auftrag jener Londoner Gesellschaft die Vollendung eines Werkes von Beethoven und zwar — jener Neunten Symphonie!

Wir lassen wieder das Fräulein fortfahren:

„Den 16. December. Gestern verlebte ich einen äußerst angenehmen Tag in Beethoven's Gesellschaft. Er war guter Laune und wenn ich nicht irre besonders wohlwollend für uns eingenommen. Mit der freundlichsten Güte beantwortete er unsere kleinen Fragen

und Berichtigungen, und was er überhaupt sprach, hatte alles so viel Gehalt und war uns allen so voll Interesse, daß ich noch mehr von ihm eingenommen sein würde, wenn es möglich wäre. Obwohl ich ihn mir ohnedieß nicht anders denken kann, als daß er gründliche Kenntnisse nicht nur allein über das, was seine Kunst betrifft, besitzt, so war es mir doch unendlich angenehm, es in seinen Aeußerungen so sehr bestätigt zu finden.

„Den 20. December. Einen noch angenehmeren Abend in Beethoven's Gesellschaft. Er schrieb zu Nanni's Entzücken ihr das kleine neue Lied, dessen Manuscript sie als Reliquie verwahrt."

Es war das Liedchen ‚Ruf vom Berge', componirt am 13. December 1816, also wenige Tage vorher. Wir lassen seinen Text ebenfalls folgen. Er giebt einen Widerhall der lieblichen Unschuld, die aus Beethoven's so höchst einfacher Composition des Liedchens spricht. Hier wenigstens ist von Leid und Altern nicht die Rede: es ist die ewige Jugend des Künstlers, des schaffenden Genius. Der Dichter ist übrigens der gleiche Friedrich Treitschke, der im Jahre 1814 Beethoven durch seine Verse

„Und spür' ich nicht linde, sanft säuselnde Luft,
Und ist nicht mein Grab mir erhellet?“ &c.

zu der ergreifenden Arie des Florestan im ‚Fidelio‘ begeistert hatte. Das Liedchen selbst lautet also:

Ruf vom Berge.

Von Fr. Treitschke.

Wenn ich ein Vöglein wär',
Und auch zwei Flüglein hätt',
Flög' ich zu dir!
Weil's aber nicht kann sein,
Bleib' ich allhier.

Wenn ich ein Sternlein wär'
Und auch viel Strahlen hätt',
Strahlt' ich dich an.
Und du säh'st freundlich auf,
Grüßtest hinan.

Wenn ich ein Bächlein wär'
Und auch viel Wellen hätt',
Rauscht' ich durch's Grün.
Nahte dem kleinen Fuß,
Küßte wohl ihn.

Würd' ich zur Abendluft,
Nähm' ich mir Blüthenduft,
Hauchte dir zu.
Weilend auf Brust und Mund
Fänd' ich dort Ruh'.

Geht doch kein Stund' der Nacht,
Ohn' daß mein Herz erwacht
Und an dich denkt,
Wie du mir tausendmal
Dein Herz geschenkt.

Wohl dringen Bach und Stern,
Lüftlein und Vöglein fern
Kommen zu dir.
Ich nur bin festgebannt,
Weile allhier.

Das Fräulein schreibt weiter:

„Am 26. December, dem Stephanstage, waren wir Abends ganz einsam, und die gewöhnliche Hoffnung, welche mich des Sonntags Abends belebte, Beethoven zu sehen, war dem Verlöschen nahe, als er dennoch kam, doch nicht wie gewöhnlich dies Mal mit ihm das Vergnügen; denn er war sehr einsilbig und las immer in einem Hauskalender. Wir überzeugten uns aber nachher, daß es mehr physisch war, obwohl wir auch einen großen Theil seiner übleren Stimmung dem Verdrusse zuschrieben, welchen er mit den Bürgern gehabt! Der Vater war ganz entrüstet über das Publikum vom Mittwoch, welches so wenig den Werth seines Meisterwerks zu würdigen verstanden

und keinen Sinn dafür hatte, ihn an de: Spitze zu sehen."

Hier sei zur Erläuterung mitgetheilt, was die Wiener Musik-Zeitung von dem diesjährigen Concert zum Vortheil der armen Bürger im Bürgerspitale, das stets am Weihnachtstage stattfand, meldet: „Den Anfang machte Beethoven's schwer zu executirende Sinfonie aus A-dur (die Siebente), welche unter der Leitung dieses genialen Tonsetzers mit der größten Präzision vorgetragen wurde. Die Ursache des nicht sehr rauschenden Beifalls und der unterbliebenen sonst gewöhnlichen Wiederholung des beliebten Andantes dürfte wohl darin zu suchen sein, daß das große Gedränge der Zuhörer den freien Gebrauch der Hände nicht gestattete." Das ist eine etwas sonderbare Entschuldigung. Beethoven's Verstimmung aber mußte um so größer sein, als er selbst ‚bei dieser eisernen Zeit' wie er schreibt und wegen der großen Ausgaben für den Neffen seine Einnahmen durch ein eigenes Concert zu vermehren wünschte und bei solcher geringen Antheilnahme an seinem edelsten Schaffen wenig Hoffnung für den Erfolg des Unternehmens sah. Dies bestärkte ihn denn auch in seinem Plan nach London zu gehen.

Das Fräulein aber fährt fort:

„Der Abend endete auf die schönste Art. Beethoven neckte uns wie wir ihn wahrhaft kindisch und kindlich. Denn ich bewundere oft das wahrhaft kindliche Gemüth dieses Mannes. Wir schäckerten mit einander, und als er mit Leopold fortgegangen war, so verdanke ich es nur der Stimmung, welche er mir hinterließ, daß ich nicht wehmüthig wurde, als ich sein himmlisches Lied: ‚An die ferne Geliebte‘ sang. Ich kann nicht helfen, wenn mein ganzes Leben mit ihm erfüllt ist. Wo ich bin, in meinen liebsten Beschäftigungen ist er auf meinem Wege und erhöht sie mir zum höchsten Genuß.

„Auch im Zirkel bei Rohmann's (Bekannten der Familie Giannatasio), wo nichts mich an ihn erinnern sollte, umschwebte mich sein lieblicher Geist und bewegte meine Seele in sanfter Wehmuth. Manchmal war diese Wehmuth freilich nicht so sanft, denn das Gedicht, das man unwillkürlich auf ihn anwendet, macht sie schmerzlich."

Um auch hier zuletzt noch wenigstens annähernd an den Empfindungen der jungen Dame und mehr

noch an Beethoven's eigenem Gefühl fühlbaren Antheil zu haben, wollen wir die Dichtung, die in einfachen Worten ein zartes Sehnsuchtsempfinden ausspricht, ebenfalls hersetzen. Dieselbe ist von einem seinerzeit sehr beliebten Wiener Poeten und Literaten, und Beethoven soll demselben selbst für den ‚Impuls zu so glücklicher Inspiration', wie sie allerdings in diesen Tönen liegt, durch ein Schreiben gedankt haben. Die Composition dieses ‚Liederkreises' fällt in das Jahr 1815–16, also nicht lange zuvor, als jene Mittheilung über die ‚unglückliche Liebe' in Baden geschah. Wer und ob überhaupt eine bestimmte Dame dabei im Sinne des Tondichters war, wer kann es wissen? Und braucht man es zu wissen, um diese Töne zu verstehen? Die gefällige Dichtung selbst lautet:

An die ferne Geliebte.

Ein Liederkreis von A. Jeitteles.

1.

Auf dem Hügel sitz' ich spähend
In das blaue Nebelland,
Nach den fernen Triften sehend,
Wo ich dich, Geliebte, fand.

Weit bin ich von dir geschieden,
Trennend liegen Berg und Thal
Zwischen mir und unserm Frieden,
Unserm Glück und unsrer Qual.

Ach den Blick kannst du nicht sehen,
Der zu dir so glühend eilt,
Und die Seufzer, sie verwehen
In dem Raume, der uns theilt.

Will denn nichts mehr zu dir dringen,
Nichts der Liebe Bote sein?
Singen will ich, Lieder singen,
Die dir klagen meine Pein.

Denn vor Liedesklang entweichet
Jeder Raum und jede Zeit,
Und ein liebend Herz erreichet,
Was ein liebend Herz geweiht!

2.

Wo die Berge so blau
Aus dem nebigen Grau
Scheinen herein,
Wo die Sonne verglüht,
Wo die Wolke umzieht,
Möchte ich sein!

Dort im ruhigen Thal
Schweigen Schmerzen und Qual.
Wo im Gestein
Still die Primel dort sinnt,
Weht so leise der Wind,
Möchte ich sein!

Hin zum sinnigen Wald
Drängt mich Liebesgewalt,
Innere Pein:
Ach mich zög's nicht von hier,
Könnte ich, Traute, bei Dir
Ewiglich sein!

3.

Leichte Segler in den Höhen,
Und die Bächlein klein und schmal,
Könnt mein Liebchen ihr erspähen,
Grüßt sie mir viel tausendmal!

Seht ihr Wolken sie dann gehen
Sinnend in dem stillen Thal,
Laßt mein Bild vor ihr erstehen,
In dem luft'gen Himmelssaal.

Wird sie an den Büschen stehen,
Die nun herbstlich falb und kahl,
Klagt ihr, wie mir ist geschehen,
Klagt ihr, Vöglein, meine Qual!

Stille Weste, bringt im Wehen
Hin zu meiner Herzenswahl
Meine Seufzer, die vergehen
Wie der Sonne letzter Strahl!

Flüstr' ihr zu mein Liebesflehen,
Laß sie, Bächlein, klein und schmal,
Treu in deinen Wogen sehen
Meine Thränen ohne Zahl.

Diese Wolken in den Höhen,
Dieser Vöglein muntrer Zug
Werden dich, o Huldin, sehen,
Nehmt mich mit im leichten Flug.

Diese Weste werden scherzend
Spielen dir um Wang' und Brust,
In den seid'nen Locken wühlen,
Theilt' ich mit euch diese Lust!

Hin zu dir von jenen Hügeln
Emsig dieses Bächlein eilt.
Wird ihr Bild sich in dir spiegeln,
Fließ' zurück dann unverweilt!

4.

Es kehret der Maien, es blühet die Au,
Die Lüfte, sie wehen so milde, so lau,
Geschwätzig die Bäche nun rinnen.
Die Schwalbe, sie kehret zum wirthlichen Dach,
Sie baut sich so emsig ihr bräutlich Gemach.
Die Liebe soll wohnen da drinnen.

Sie bringt sich geschäftig von kreuz und von quer
Manch weicheres Stückchen zum Brautbett hierher,
Manch wärmendes Stück für die Kleinen.
Nun wohnen die Gatten beisammen so treu,
Was Winter geschieden, verband nun der Mai,
Was liebet, das weiß sich zu einen.

Es kehret der Maien, es blühet die Au,
Die Lüfte, sie wehen so milde, so lau,
Nur ich kann nicht ziehen von hinnen!
Wenn Alles was liebet, der Frühling vereint,
Nur unserer Liebe kein Frühling erscheint,
Und Thränen sind all ihr Gewinnen!

5.

Nimm sie hin denn, diese Lieder,
Die ich dir, Geliebte, sang!
Singe sie dann abends wieder
Zu der Laute süßem Klang.

Wenn das Dämmrungsroth dann ziehet
Nach dem stillen blauen See
Und sein letzter Strahl verglühet
Hinter jener Bergeshöh',

Und du singst, was ich gesungen,
Was mir aus der vollen Brust
Ohne Kunstgepräng' erklungen,
Nur der Sehnsucht sich bewußt, —

Dann vor diesen Liedern weichet,
Was geschieden uns so weit,
Und ein liebend Herz erreichet,
Was ein liebend Herz geweiht.

Doch hier heißt es wie bei Goethe, als er seine Lieder in die Welt sandte:

„Nur nicht lesen, immer singen,
Und ein jedes Wort ist dein!"

Dann wird man doppelt mitfühlen, was das ebenso poetische wie musikalische Fräulein fühlt, als derjenige, der jene einfachen Lieder erst eigentlich gesungen und damit zugleich unsterblich gemacht hat, nun nach wenig Tagen selbst wieder da ist.

Sie schreibt:

„Den 29. December. Kaum hatte ich gestern zu schreiben aufgehört, als uns der herrliche Mensch

wieder besuchte. Es freute mich desto mehr, weil es so ganz aus freiem Antrieb zu geschehen schien und er sich wohl befindet in unserem häuslichen Zirkel. Ueberhaupt sind wir, wenigstens dem Aeußern nach, auf einem recht vertraulichen Fuße mit ihm. Es muß ihn unsere bewährte Freundschaft ihm näher bringen, denn das ist sie!"

Ebenso begreiflich aber ist bei diesem zarten Gemüthe und in dieser besonderen Lage das nachfolgende unumwundene Geständniß:

„Den 11. Jänner 1817. Heute Vormittag erfuhr ich von Leopold, daß M..... förmlich um Lotten bei der Mutter angehalten. Viele verschiedene Gefühle stürmten in diesem Augenblick in meinem Innern und machten sich durch Thränen Luft. Demohngeachtet behielt die Freude über ihr Glück die Oberhand. Abends verlebten wir mit Beethoven, sowie seit einer Woche fast alle Abende. Ungemein beglückend ist mir der Gedanke, daß wir ihm etwas sind. Aehnliche Geschichtchen wie mit dem Ring an seinem Finger, die bedeutende Antwort auf Nanni's kindische Frage, ob er noch außer der ‚fernen Geliebten' jemand liebe,

erregen in mir ein bitter wehmüthiges Gefühl, das an Eifersucht gränzt. Doch es ist nur der Gedanke, daß mir kein Glück der Liebe bescheert ist und daß ich mir so klein gegen ein Wesen vorkomme, welches große Vorzüge besitzen muß, weil sie so hohes Interesse bei solch einem Manne erregte.

„Morgens. Heute kommt meine geliebte, glückliche Lotte! Sie hatte ja einst dieselben Empfindungen wie ich, vielleicht werden sie bei mir auch so angenehm umgewandelt. Möchte mich diese Hoffnung immer beseelen!"

Das Nachfolgende aber weiht uns völlig in das tiefe Empfinden ein, das dieses Mädchenherz für die Kunst erfüllte. Es ist ein Bekenntniß der schönsten Art:

„Den 19. Jänner. Ein äußerst interessanter Abend durch Beethoven! Er begleitete seine ‚Entfernte' zu Nanni's Gesang. Ich lebte nur für diesen Augenblick, meine Seele war gefesselt, ein heiliger Schauer durchlief mich, als ich ihn so dasitzen sah. — Endlich nachdem unsere Erwartung aufs Höchste gesteigert war! — Er war so wohlwollend gegen

uns, und unsere Besorgniß, daß der Abend langweilig vergehen würde wegen Schönauers, belohnt."

Die Schreiberin berichtet über diesen ihr so weihevollen Moment übrigens selbst noch näher:

„Einmal als er mir ‚Die entfernte Geliebte', Text von Jeitteles, gebracht hatte und Vater wollte, ich sollte meine Schwester begleiten, ließ er mich nur die Angst ausstehen und mit den Worten: ‚Gehen Sie weg!' setzte er sich und begleitete selbst. Dabei muß bemerkt werden, daß er zu unserem großen Erstaunen häufig falsch griff und dennoch wieder, als meine Schwester fragte ob sie nicht gefehlt oder so was, antwortete: ‚Es war gut, aber hier,' — und da bezeichnete er eine Stelle wo kein Verbindungsbogen angegeben war — ‚hier müssen Sie herüber ziehen!' Also das hatte er vermißt."

Und die Erzählerin, die übrigens hier in dem einen Punkte irrt, daß Beethoven erst an diesem Abend den ‚Liederkreis' gebracht habe, den sie schon seit längerer Zeit besaßen, fügt noch bezeichnend hinzu, bei dieser Clavierbegleitung sei Beethoven ‚schon ganz gefühlvoll dagesessen'.

Weiter heißt es nun im Tagebuche:

„Ich sollte mein zu hohes Interesse für diesen Mann zurückdrängen, aber es geht nun einmal nicht, ich kann nichts dafür, daß ein freudiges Leben meine Seele bei dem Gedanken faßt, daß er den Sommer vielleicht auf Tage unser Hausgenosse werden wird. O in diesem Worte liegt sehr viel, unendlich viel! Wenn er das so recht geworden wäre! — Nun und was dann? Ja dann hätte ich manches gehofft! Und nun darf ich nichts, nicht einmal hoffen!" —

Mit diesem Geständniß schließen wir das Kapitel der ‚Liebesgeschichten', es beginnt ein neues, das der thätig helfenden Freundschaft, das uns das Wesen des Fräuleins jedoch erst recht im edelsten Licht erscheinen läßt. Sie sollte sich mit ihrem weiblichen Herzen in jeder Weise des männlichen Geistes, den der Zufall ihr nahe gebracht, würdig erweisen, und hier war die goldene Brücke des verehrenden Verständnisses eben ihre innige Empfindung der Musik.

---

5. Vaterleid.

„Doch ob ich gleich dem Blute nach seine Tochter bin, so bin ich's doch nicht der Aufführung nach."

(Von Beethoven im ‚Kaufmann von Venedig' angestrichen.)

Wie sehr Beethoven nach seiner Geistesart und bisherigen Entwicklung unfähig sein mußte, solchen Lebensaufgaben, wie sie in der Erziehung des Knaben an ihn gestellt waren, zu genügen, das zeigte uns sein ganzer Künstlerlauf und das, was uns schon bisher hier begegnete. Und nun gar die steten Nöthe mit der ‚Königin der Nacht', die jetzt erst recht beginnen.

Um so mehr war er auf fremde Hülfe angewiesen, und daß er selbst diese nicht immer nach ihrem Werthe erkannte, brachte ihn stets in neue Verwicklungen. Ihre Schilderung ist nicht überall angenehm zu lesen. Doch ohne sie ist weder der Werth dieser Freundschaft noch schließlich das Ende des ganzen Verhältnisses zu beurtheilen. Wir lassen also zunächst wieder der Zeitfolge nach folgen, was im Tagebuch über unsern Meister vorkommt:

„Den 27. Jänner. . . . . . Verstimmt durch des kleinen Beethoven Zurückkunft vom Onkel, welcher krank ist, da er mir sagte, er sei sehr traurig."

„Den 31. Jänner. Gestern Vormittags unterhielt sich Nanni so gut mit unserem lieben Beethoven und erzählte mir so viel von einem höchst interessanten Gespräch über Kunst und von den Briefen und Geschenk, welches er von einer Bremer Bürgerin erhalten."

Was für ein Geschenk dies war, erfahren wir nicht. Die ‚Bremer Bürgerin' aber ist Elise Müller, Tochter des Dr. W. C. Müller, eines enthusiastischen Verehrers von Beethoven. Sie spielte selbst öffentlich in Bremen seine Compositionen.

Von jetzt aber beginnen die Störungen des Einvernehmens zwischen Beethoven und der Familie. Das Nähere ergiebt sich aus den Aufzeichnungen selbst:

„Den 1. März. Daß Beethoven auf uns böse ist, ist etwas was mich die Zeit recht sehr betrübt, obwohl die Art wie er es zeigte das traurige Gefühl mehr in ein bitteres umschuf. Es ist wahr, daß der Vater nicht artig gegen ihn gehandelt hat; aber Menschen, die ihm ihre Achtung und Liebe jederzeit so bewiesen haben wie wir, sollte er nicht mit beißendem Spott zurechtweisen wollen. Er hat jenen Brief wohl in einer seiner menschenfeindlichen Launen geschrieben, und ich verzeihe es gern. Wir sahen ihn nun seit jenem Abend nicht mehr, als ich und Nanni krank zu Bette lagen.“

Der hier erwähnte Brief ist allerdings etwas ernst und bestimmt in seinen Ausdrücken und Anforderungen, zumal wegen Karl's Musikunterricht, denn der Knabe war jetzt ‚zur Musik bestimmt‘. Allein ‚beißenden Spott‘ konnte darin doch nur solch zarte Freundschaftsempfindung finden, wie sie allerdings in diesem Verhältniß natürlich ist. Wir geben das Wesentliche des

Briefes, wobei nur zu bemerken, daß Czerny der bekannte Wiener Klaviercomponist ist, den Beethoven einst selbst unterrichtet und jetzt zum Lehrer seines Karl gemacht hatte.

„Es ist wenigstens das erste Mal, daß ich mich an eine mir liebe Pflicht habe mahnen lassen müssen," schreibt er. „Sehr dringende Beschäftigungen sowohl mit meiner Kunst als noch manche andere Ursachen ließen mich auf die Rechnung gänzlich vergessen, es wird indessen nie mehr nöthig sein. Wegen meinem Bedienten, Karl Abends nach Hause zu bringen, ist die Veranstaltung schon getroffen. Ich danke Ihnen unterdessen, daß Sie gestern die Gefälligkeit hatten ihn durch Ihren Bedienten abholen zu lassen. Da ich gar nichts davon wußte, so hätte es leicht geschehen können, daß Karl bei Czerny hätte bleiben müssen."

Hier ist, um zu wissen warum Beethoven aus dem ‚Abholen' eine solche Wichtigkeit macht, daran zu erinnern, daß die Mutter die Gänge des Kindes scharf beobachtete und theils nach ihrem natürlichen Muttergefühl ihn an sich heranzuziehen suchte, theils allerhand Anhaltspunkte sammelte, um den Vormund und Oheim

selbst bei den ‚Landrechten‘ anzuschwärzen oder doch in der Meinung des Publikums herunterzusetzen. Letzteres gelang ihr denn auch so, daß bei dem späteren Prozesse um den Knaben sie ‚das Vorurtheil der Welt‘ auf ihrer Seite hatte.

In der anderen Beziehung schreibt Beethoven selbst, daß er sich überzeugt habe, wie jeder Besuch der Mutter einen bitteren Nachklang in dem Gemüthe Karl's zurücklasse, wobei er nur verlieren, aber nicht gewinnen könne; und wieder: „Das Gerede dieser bösen Frau hat mich so angegriffen, daß ich für heute nicht alles beantworten kann, jedoch lassen sie selbe auf keinen Fall zu Karl'n."

Der weitere Punkt ist für Beethoven wichtig, weil er eben den Knaben zum ‚Künstler‘ bilden lassen wollte, und das mangelhafte ‚Klavierüben‘ ward auch ein Hauptanlaß des Bruchs mit dem Institut. Er fährt also fort:

„Was seine Studien in dem Klavierüben betrifft, so bitte ich Sie ihn selber immer anzuhalten, weil sonst der Klaviermeister zu nichts nutzt. Gestern hat Karl den ganzen Tag nicht spielen können, ich habe es auch schon mehrere Male erfahren, indem ich mich

darauf verließ um mit ihm durchzugehen, daß ich unverrichteter Sache wieder abziehen mußte.

La musica merita d'esser studiato (Musik will geübt sein).

Die paar Stunden, die ihm jetzt zu seinen Musikstunden gestattet sind, klecken ohnedem nicht, und ich muß daher um so mehr darauf dringen, daß sie inne gehalten werden. Es ist eben nichts Ungewöhnliches, daß darauf in einem Institut Rücksicht genommen wird." Und so geht's noch eine Weile fort.

Die Verstimmung Beethoven's war allerdings groß. In der Hauptsache aber waltete, wie wir sogleich sehen werden, Mißverständniß durch den lügenhaften Knaben selbst und sogar dieser Brief schließt: „Mit aller erdenklichen Hochachtung Ihr Freund L. van Beethoven."

Das Fräulein schreibt also weiter:

„Den 6. März. . . . . . Uebrigens fühle ich mich durch Beethovens Betragen gegen uns wahrhaft gekränkt, mein bitteres Gefühl gegen ihn verlöscht ganz, und ich fühle nur den ängstlichen Wunsch, bald die dumme Geschichte aufgeklärt und, wenn ich ihn

auch nicht oft sehe, doch zu wissen, daß er mit freundschaftlichem, liebevollem Herzen an uns denkt. Das weiß ich nun nicht und es beunruhigt mich und Nanni, selbst in unsern Träumen. Der böse Mensch! wenn er wüßte, wie viele trübe Augenblicke er uns schon gemacht hat, und es einsehen könnte, wie wir Beiden es doch so gar nicht um ihn verdient haben, und ihn immer so lieb haben, — er müßte vermöge seines gefühlvollen Herzens — auf der Stelle kommen und ganz gut mit uns sein! —"

Erst nach mehr als acht Tagen, am 15. März, gelangt sie wieder an ihren stillen Schreibort und jetzt erfahren wir:

„Ich überlese diese letzten Zeilen mit einem überaus angenehmen Gefühle. Denn er kam — und alles ist wieder gut. Wie wehe thut es mir bemerken zu müssen, daß Karl sehr viel Schuld an diesem Mißverständniß hatte; und wie viel weher, noch überhaupt neue Züge seines Leichtsinns an seinem braven Onkel ausgeübt zu sehen, welche ihm neu waren und ihn desto mehr kränkten.

„Als Nanni Beethoven fragte, ob er noch böse wäre, so antwortete er: ‚Ich lege viel zu wenig

Werth auf mich, um es zu sein.‘ Dennoch thaute er erst nach unsern wechselseitigen Erklärungen auf, wo es sich denn fand, daß nur Mißverständniß die Ursache dieser kleinen Spannung war. Das Undelikate der Handlungsweise des Vaters wegen dem Abholen Karl's, der Mahnung wegen des Geldes, was ihm Karl von dem Klaviermeister ausgerichtet hatte, nebst der Lüge des Letzteren (nämlich Karl's), man habe ihn abgewiesen auf dem Klavier zu üben, alles dies zusammengenommen wirkte auf sein ohnedieß bedrängtes Gemüth, so daß er uneingedenk des Vertrauens, das er uns schuldig ist, sich nicht liebevoll an seine Freunde wandte, sondern dem Schein traute. Doch er kam, — er schien ja verlegen, sein Brief thut ihm vielleicht jetzt leid, und ich lebe wieder in der beruhigenden Ueberzeugung, daß er uns so gut ist, wie er es sonst war. Ueberhaupt war ich in meinen Erwartungen nie so genügsam als jetzt. Wenn mein erfüllter Wunsch, Beethoven möchte es einsehen, daß wir es gut mit ihm meinen, und er uns dafür lieb haben, wenn dieser Wunsch noch eine Ausdehnung erleiden darf, so wäre es in seiner Nähe zu leben und ihm, wenn es in unserer Macht stände, manche trübe Stunde seines Lebens zu erheitern.“

Dennoch scheint Beethoven das Mißtrauen, wenn nicht gegen die Familie, so doch gegen das Institut bewahrt zu haben, da er sich zunächst persönlich wenig sehen läßt. Das Fräulein schreibt erst am 2. Mai wieder von ihm etwas auf:

„Unsern theuren Beethoven sehe ich sehr selten, es thut mir sehr wehe, daß ich ihn wegen des Knaben bedauern muß. Viel Kummer wird er ihm noch machen, und wie sehr wünschte ich jede trübe Wolke von seiner Stirn zu bannen! Mit seinem neuen Lied: ‚Nord oder Süd‘ hat er uns wieder so viel Freude gemacht!“

Das Liedchen: ‚So oder so‘, Gedicht von Karl Lappe, war in diesem Winter componirt und auch schon veröffentlicht worden. Es führt uns ebenfalls in gewisser Hinsicht in Beethoven's Anschauungsweise von damals ein, wie er gegen die stets heftiger andringenden Stürme des Lebens sich zunächst wenigstens mit dem Bewußtsein eines Bessern zu waffnen und zu trösten sucht. Wir geben nur einige Verse des an sich nicht viel sagenden und etwas bombastischen Gedichtes:

Nord oder Süd!
Wenn nur im warmen Busen
Ein Heiligthum der Schönheit und der Musen
Ein götterreicher Himmel blüht!
Nur Geistesarmuth kann der Winter morden,
Kraft fügt zu Kraft und Glanz zu Glanz der Norden.
Nord oder Süd!
Wenn nur die Seele glüht!

Stadt oder Land!
Nur nicht zu eng die Räume,
Ein wenig Himmel, etwas Grün der Bäume
Zum Schatten vor dem Sonnenbrand!
Nicht an das ‚Wo' ward Seligkeit gebunden.
Wer hat das Glück schon außer sich gefunden?
Stadt oder Land!
Die Außenwelt ist Tand!

Schlaf oder Tod!
Willkommen Zwillingsbrüder!
Der Tag ist hin, ihr zieht die Wimper nieder.
Traum ist der Erde Glück und Noth.
Zu kurzer Tag! Zu schnell verrauscht das Leben!
Warum so schön und doch so rasch verschweben?
Schlaf oder Tod!
Hell strahlt das Morgenroth!

Das Wort des Fräuleins: ‚Viel Kummer wird ihm noch machen', weist auf eine Zeit hin, wo Beethoven allerdings noch viel mehr als schon bisher das Glück nur ‚im eigenen Busen' suchen oder ganz darauf verzichten sollte.

Die Mittheilungen des Tagebuchs sind zunächst wenig bedeutenden Inhalts. Beethoven hatte, um dem Knaben möglichst nahe zu sein, in diesem Frühjahr eine Wohnung in der Gärtnerstraße bezogen, in der gleichen Vorstadt ‚Landstraße‘, wo das Institut lag. Das Fräulein schreibt zunächst:

„Den 13. Mai. ..... Beethoven sah ich gestern nach langer Zeit wieder bei uns. Er athmet in unserer Nähe, sein schöpferischer Geist erschafft vielleicht in unserer Nähe Werke, die in Jahrhunderten noch bewundert werden! Wenn er sich doch ganz ungehindert dem Drange seines immer weiter strebenden Geistes überlassen könnte! Doch oft mag seine Gesundheit darunter leiden, daß ihn kalte, gemeine Begebenheiten der gedrückten Menschheit im gewöhnlichen Leben quälen, ihn der so verdient, von nichts und niemand gequält zu werden!“

Man lese, um diese Worte ganz zu verstehen, das ausführliche Schreiben Beethoven's vom 19. Juni 1817 an seinen ‚Beichtvater‘, die Gräfin Erdödy:

„Zuviel bin ich in der Zeit umhergeworfen, zu sehr mit Sorgen überhäuft, und seit dem 6. Oct. 1816

schon immer kränklich! — Alle Tage hoffe ich das Ende dieses betrübten Zustandes; obschon es sich etwas gebessert hat, so scheint es doch noch lange zu währen, bis ich gänzlich genesen werde.

„Wie sehr dies alles auf mein Dasein wirken muß, können Sie denken! Mein Gehörs-Zustand hat sich verschlimmert, und schon ehemals nicht fähig für mich und meine Bedürfnisse zu sorgen, — jetzt als noch — und meine Sorgen sind noch vergrößert durch meines Bruders Kind. Da es mir schwer wird für mich selbst zu sorgen, so wende ich mich bald an Diesen bald an Jenen, und bin überall übel belassen und die Beute elender Menschen. Tausendmal habe ich an Sie, liebe verehrte Freundin, gedacht und auch jetzt. Allein der eigene Jammer hat mich niedergedrückt."

So treten ihm die Gedanken des Todes nah und näher, und in diese Tage fällt jene kleine Composition des ‚Gesangs der Mönche' aus Schillers Tell, auf deren Autograph er selbst geschrieben: ‚Zur Erinnerung an den schnellen und unverhofften Tod unseres Krumpholz am 3. Mai 1817.' Der ihm befreundete Geiger war tags vorher auf der Promenade plötzlich

todt niedergestürzt. Die Verse dieses ernsten Gesangs seien ebenfalls hergesetzt:

Rasch tritt der Tod den Menschen an,
Es ist ihm keine Frist gegeben.
Es stürzt ihn mitten in der Bahn,
Es reißt ihn fort vom vollen Leben.
Bereitet oder nicht, zu gehen,
Er muß vor seinem Richter stehen!

Man wird begreifen, daß er sich mehr und mehr von aller Welt zurückzog. Auch ist dieses Jahr 1817 merkwürdig arm an Compositionen.

Wir fahren in den Auszügen fort:

„Den 1. Juni. ..... Beethoven sehe ich sehr selten. Es thut mir sehr leid, daß er so wenig unserer Gesellschaft bedarf. Wir sind ihm doch etwas werth, das tröstet mich!“

Zu der folgenden Notiz vom 15. Juni ist vorzubemerken, daß der im Text erwähnte Herr Pacher ein junger Witwer und Vater von zwei kleinen Töchtern ist, der damals in Giannatasio's Gartenhaus gezogen war. Er erinnerte in seiner Art und Erscheinung das Fräulein lebhaft an ihren verstorbenen Verlobten, und was ist natürlicher, als daß allmälig

das stete Zusammenleben mit ihm eine persönliche Empfindung in einem Herzen erzeugte, das doch bald zu der Ueberzeugung gekommen war, dem großen Künstler, der dem Hause so nah befreundet war, stets nur Freund sein zu können. Doch blieb auch diese schüchterne Zuneigung stumm und unerwidert.

Die Aufzeichnung lautet also:

„Heute Morgens erwachte ich von einem Traume, der mir eine unangenehme Stimmung hinterließ. Die Hauptumstände desselben waren, daß wir uns in Pachers Charakter geirrt hatten und in einem Mann, in welchem ich einen Geliebten und meine Angehörigen einen Freund zu besitzen glaubten, einen gewöhnlichen Menschen fanden. Dieser Traum zeigte ihn mir noch einige Zeit nach dem Erwachen in einem äußerst interessanten Lichte, und er verschmolz in meiner Vorstellung mit meinem verstorbenen Lieben. Damit das in der Folge bei näherer Kenntniß seines vielleicht großen innern Werthes nicht geschehe und, wie es dann wahrscheinlich kommen könnte, mich wieder beunruhigte und aus einem einförmigen aber ruhigeren Gefühlskreise zöge, werde ich bei seiner Anwesenheit als halber Hausgenosse auf meiner Hut sein, seine Gesellschaft nicht

suchen, mich viel beschäftigen und wenn ich recht sehr aufrichtig sein will: warten — ob er mich vielleicht nicht ganz ohne Interesse findet; den jenem zu gefallen, dem ich eigentlich am liebsten gefallen möchte, das geschieht doch nicht.

„Heute aber war ich wieder entzückt über die Werke seines kräftigen schaffenden Geistes! Seine Musik durchdringt mein Innerstes und macht ein enthusiastisches Gefühl für den Mann in mir rege, welches nur dessen höheren Werth als Mensch zur Basis hat und dadurch noch gediegener ist.“

Und jetzt macht das Fräulein eine mannigfach interessante Mittheilung, die uns viel von Beethovens Glück und Unglück im Leben erklärt. Sie schreibt nämlich weiter:

„Er und Nanni hatten neulich einmal ein zwar kurzes aber sehr interessantes Gespräch über Liebe und Ehe. Wie er in allem ein besondrer Mensch ist, so ist er es auch in seinen Meinungen und Ideen hierüber. Jede Art gebundenes Verhältniß beim Menschen ist ihm unangenehm. Ich glaube ihn zu verstehen, wenn ich sage, er will die Freiheit des Men-

schen nicht beschränkt wissen. So ist es ihm weit interessanter, wenn ein weibliches Wesen ihm, ohne wie er meint an ihn gebunden zu sein, ihre Liebe und mit ihr das Höchste schenkt. In dem Verhältniß des Mannes zum Weibe glaubt er vielleicht schon die Freiheit des Weibes beschränkt.

„Von einem Freunde erzählte er, welcher ihm gesagt: man müsse ganz ohne Liebe ehelichen, er sei recht glücklich und habe viele Kinder. Wir waren noch weniger der Meinung seines Freundes als er, der immer meinte er wisse es nicht. Von sich sagte er, er habe keine Ehe gekannt, von welcher nach einiger Zeit nicht das Eine oder Andere den Schritt bereut hätte, und von einigen Mädchen, welche er in früheren Zeiten zu besitzen gewünscht und als das höchste Glück erachtet hätte, hat er in der Folge die Bemerkung gemacht, daß er sehr glücklich sei, daß keine von ihnen seine Frau geworden wäre, und wie gut es sei, daß die Wünsche der Sterblichen oft nicht erfüllt würden.

„Meine Anmerkungen spar' ich; aber ich glaube ein Mädchen zu kennen, die ihn, von ihm geliebt, gewiß nicht unglücklich gemacht haben würde. Ob aber auch glücklich? —

„Nanni bemerkte, daß er seine Kunst immer mehr

lieben würde als seine Frau. Das, meinte er, wäre auch in der Ordnung, und daß er eine Frau nicht lieben könnte, die seine Kunst nicht zu würdigen verstände. Basta!"

Dieses italienische ‚Genug!‘ war denn auch, so fügen wir hinzu, ein allerletztes ‚Genug!‘ für die Wünsche der jungen Dame und schloß dieselben in dem bisherigen Sinne völlig ab. Die Mittheilungen aber bleiben der gleiche Ausdruck der innigsten Antheilnahme an dem Schicksal des so unglücklichen großen Mannes. So schreibt sie zunächst am 25. Juni:

„Gestern sah ich den guten Beethoven ganz ergriffen von den traurigen Verhältnissen mit der Mutter des Kindes. Er wurde erheiterter nach Mittheilung und unserem Mitgefühl."

Ueber diese neuen Wirren genüge das Wort aus Beethoven's eigenem Tagebuche:

„Gott helfe, du siehst mich von der ganzen Menschheit verlassen, denn Unrechtes will ich nichts begehen. Erhöre mein Flehen, doch für die Zukunft mit meinem

Karl zusammen zu sein, da nirgends jetzt sich eine Möglichkeit dahin zeigt! O hartes Geschick, o grausames Verhängniß, nein, nein, mein unglücklicher Zustand endet nie!"

Das Fräulein erzählt noch aus ihren Erinnerungen: „Nun brach, wenn ich so sagen darf, ein neues Gemüthsleben bei Beethoven hervor; er schien sich dem Jungen mit Leib und Seele widmen zu wollen, und je nachdem er fröhlich war durch seinen Neffen oder in Verdrießlichkeiten verwickelt wurde oder wohl gar Kummer erdulden mußte, schrieb er oder konnte er nichts schreiben." Es war das erste Mal, daß er das Gefühl hatte, ein menschliches Wesen, das allerdings zunächst blos durch äußeres Geschick ihm zugefallen war, das er aber bald ebenso aus eigenstem Antrieb an sich heranzog, nun auch völlig zu besitzen, und wollte nach seiner kraftvoll leidenschaftlichen Art sich dieses Besitzes ebenso völlig erfreuen, zu seinem wie zu des Knaben Heil.

„Wirklich in Wahrheit, ein Tropfen höhlet einen Stein aus. Tausend schöne Augenblicke verschwinden, wenn Kinder in hölzernen Instituten sind, wo sie bei guten Eltern die seelenvollsten Eindrücke, welche bis ins

späteste Alter fortdauern, empfangen können." — „Karl ist ein ganz anderes Kind, wenn er einige Stunden bei dir ist, — daher bleibe bei dem Plan ihn zu dir zu nehmen; auch hast du weniger Sorgen für dein Gemüth, welche Albernheiten dort in diesem (Institut)!" — so schreibt er selbst in diesem Frühling in seinem Tagebuch. Ebenso hatte er schon damals dort aufgeschrieben:

Dies Eine fühl' ich und erkenn' es klar:
Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld!

Sein menschliches Empfinden war zu fein, als daß er nicht selbst schon hier geahnt hätte, daß er eben mit dieser Liebe des Guten zu viel und wohl gar anderen Existenzen und Verhältnissen Gewalt anthue. „Wenn du mich auch stürmisch siehst, so schreib' es meiner großen Sorge für dich zu," sagt er später einmal dem Neffen selbst, und hier sehen wir nun diese traurige Verwickelung sich allmälig vorbereiten.

Das Fräulein schreibt zunächst am 8. Juli wieder auf:

„An Beethoven habe ich geschrieben wegen seinem Brief an Karln, doch hat er den Brief noch nicht. Ich

kann es nicht aushalten, wenn irgend eine Spannung zwischen uns ist! Er kann die Wahrheit die er enthält und die Beweise unserer Achtung und Verehrung nicht übel deuten, und ich glaube, sie könnten ihm angenehm sein. Nur war mir der Gedanke unangenehm, daß wirklich etwas daran ist, daß der Vater öfters seine Handlungsweise für inconsequent gehalten hat. Doch wie kann Beethoven glauben, daß er gegen Karl so etwas äußern werde. Wenn ich es mir recht in den Kopf gehen ließe, würde es mich wahrlich sehr verdrießen."

Er begann mehr und mehr sich und den Anderen das Leben mit seinen mißtrauischen Grübeleien über die Erziehung und Behandlung des Knaben schwer zu machen, und es bereitete sich so auf's neue eine kleine Katastrophe vor.

Den 21. Juli schreibt das Fräulein auf:

„Im Ganzen genommen verlebte ich den gestrigen Tag recht angenehm in Heiligenstadt. Die Tage vorher hatte ich einige Gemüthsbewegung, welche mein gewöhnliches ruhiges Leben ein wenig aus dem Geleise brachte. Erstens wegen dem Brief, welcher endlich an

die Adresse kam, an Beethoven, wo ich seinen scheinbaren Verdacht in Betreff Karls rüge und unsere Gesinnungen klarer als man es bei ihm im Sprechen kann, darthue."

Und später heißt es:

„Was unsern Beethoven betrifft, so bin ich sehr froh, in meinem alten Gedanken, er erkenne unsere Gesinnungen in Rücksicht seiner, fortleben zu können, denn ich kann mir nicht helfen, aber es gehört zu meiner Ruhe es zu wissen, daß er uns nicht verkennt."

„Den 10. August ..... Von da häuften sich viele unangenehme Kleinigkeiten bis zur Geschichte mit Beethoven, welche allen die Krone aufsetzte. Daß Nanni durch ihr kluges, schnelles Handeln großen Verdruß und Schmerz von uns abgewendet hat, beweist ihren hellen richtigen Blick. Denn ich fürchte mich so in das Handeln Anderer einzugreifen. Doch wenn ich die Ursache dieser Mißhelligkeiten gewesen wäre, hätte ich vielleicht ebenso Alles aufgeboten um sie wieder gut zu machen.

„Den Abend konnte ich und Nanni Pachern

kaum erwarten, um diesem sich immer mehr bewährenden Freunde unser Leiden zu klagen. Es war mir denn auch ganz wohl und ich verhehlte meine Freude desto weniger, als er selbst Freude darin fand. Als Karl von Czerny zurückkam, bat er mich vom Onkel aus, ich möchte jenen in Wuth und Verblendung geschriebenen Brief desselben dem Vater nicht übergeben. Nun war alles gut.

„Gestern als ich von Leopold nach Hause kam, erfreute mich im Vorbeigehen Pacher zu sehen; froh, aber mit meinem Betragen im Comtor unzufrieden, kehrte ich im Regen nach Hause zurück, wo mich Beethovens Brief an den Vater, in welchem er eine so höchst kränkende Meinung von mir zeigte, im Innersten schmerzte, ja empörte. Ich konnte nicht ruhen, nicht rasten und schrieb sogleich meine Herzensmeinung nieder. Noch nie habe ich eine so kränkende Erfahrung gemacht, und von einem Menschen, welchen ich so sehr hochschätze, schmerzt sie desto mehr. Wenn Duncker das wüßte! Daß Beethoven mich für so niedrig hält! — Denn ich kann es nicht anders nennen, wenn er von mir glaubt, daß ich gegen Karl meine Mißbilligung gegen seine Rede zu ihm zeigte und überhaupt Thun und Lassen des Onkels mißbilligte, ihn gegen das Kind

verkleinere und was dergleichen meiner unwürdige Dinge mehr sind!

„Nanni glaubt, er müsse den Inhalt meines Briefes glauben. Ich zweifle fast, denn ein Mensch, welcher so sehr von Mißtrauen gegen Jemand eingenommen, von dem er mit einiger Menschenkenntniß eine bessere Meinung haben müßte, wird, wenn er auch für den Augenblick glaubt, bei ähnlicher Gelegenheit doch wieder zweifeln. Nur dann könnte es sein, wenn er Beweise meiner Denk- und Handlungsweise hätte, und die bin ich nicht in der Lage ihm geben zu können. Ich verzeihe ihm ganz! Doch kränkt es mich tief, und wenn mir, ich muß sagen was ich fühle, die Freundschaft Pachers nicht so wohl thäte, würde ich mich sehr unglücklich fühlen."

Beethoven's unglückselige Art, in Lebensdingen zu sehr dem ersten Eindruck zu folgen und dem Schein zu trauen, spielte ihm oft den bösesten Streich. Das Fräulein erzählt übrigens offenbar mit Bezug auf diesen Vorgang noch Folgendes: „Mich hat er einmal sehr gekränkt, da er meinte eine Nachlässigkeit meiner Schwester, welche auf dem nicht Lesen können seiner Schrift beruhte und wohl einigermaßen entschuldigt werden konnte, aber die Ursache eines Ver-

drusses mit der Mutter wurde, sei mir zuzuschreiben. Merkwürdig war mir daß, nachdem er durch ein sehr aufrichtiges Schreiben von meiner Seite die Wahrheit erfuhr und daß ich keine Schuld an dem von ihm erfahrenen Verdrusse habe, er mir kein freundlich Wort gab, sondern nur meiner Schwester mit dem Finger drohte und sagte: ‚Nun warten Sie, Sie haben was Schönes angestellt‘."

Bald ist jedoch vorerst äußerlich alles wieder ausgeglichen. Das Fräulein schreibt am 29. August auf:

„Von Beethoven habe ich die beruhigende Gewißheit, daß er erkennt, was man für ihn thut, und wenigstens einen Theil unserer Familie seit jener Geschichte lieber hat. Er beweist sich so herzlich gegen den Vater und Nanni. Ich sah ihn neulich nicht, als er vor dem Thor mit ihr sprach. Ich fühle mich in Rücksicht seiner so zurückgesetzt; so ist mein Gefühl; es ist gegen ihn verschüchtert; denn ich muß was er mir angethan unwillkürlich vergessen, und es bleibt mir nur das kränkende Gefühl, daß er mich verkannte. Uebrigens besorgte Nanni, daß er verreisen wird, da er neulich mit Karln so überaus herzlich war. Es bessert sich mit seinem kranken Zustande, doch sein Genius leidet sehr

unter dem Drucke des Körpers, doch hat er geäußert, er wolle es einbringen."

Die Einladung nach London war in erwünschter Weise gekommen, und Beethoven hatte bereits am 9. Juli dorthin geschrieben, daß er sogleich an der Composition der zwei großen Symphonien zu arbeiten anfange. Es waren dies eben die herrlich strahlende ‚Neunte' und die unvollendet gebliebene ‚Zehnte', von der mancherlei gefabelt worden.

Eine lange Zeit liegt dazwischen, bis das Fräulein wieder etwas über Beethoven aufschreibt, und auch diesmal gibt sie nur eine Notiz:

„Den 30. November. Vorgestern Abend war Beethoven bei uns und ganz der Alte in jeder Rücksicht. Unsere Vermuthung wegen jener interessanten Frau wird immer stärker."

Von welcher ‚interessanten Frau' wohl hier Rede ist? Es war im Spätsommer dieses Jahres 1817 jene schöne liebenswürdige und musikalisch hochgebildete junge Frau Marie Pachler-Koschak von Graz

zum Besuch in Wien und, wie sie selbst schreibt, ‚mit Beethoven viel zusammen‘. Von Beethoven dagegen liegt ein Zettel vor, in dem er selbst sie die ‚wahre Pflegerin seiner Geisteskinder‘ nennt und sich freut, daß sie noch einen Tag ihrem Aufenthalte zugibt, wo sie dann noch viel Musik machen wollten. Der junge Jurist Anton Schindler aber, der schon damals oft in Beethoven's Nähe war und später ihm so vertraut ward, daß er es unternehmen konnte, des Meisters erste Biographie zu schreiben, — Schindler hatte bei diesem Verkehr sogar den Eindruck einer ‚herbstlichen Liebe‘. Und wie die Fama über große Männer am geschwätzigsten ist, zumal wenn es der ‚Liebe‘ gilt, mochte dergleichen auch in das Giannatasio'sche Haus gedrungen sein, wo man sich dafür natürlich am meisten interessirte. Der Sohn dieser allerdings sehr ‚interessanten Frau‘ selbst aber, Herr Dr. Faust Pachler in Wien, hat jetzt genügend sicher festgestellt, was auch in der Natur der Sache und zumal in Beethoven's Charakter lag, daß es sich hier durchaus nur um Freundschaft und eine in diesem Fall sehr begreifliche Künstlerliebe handelte. Wir werden dieser Dame, einer der getreusten Verehrerinnen des Meisters, ebenfalls noch mit einer Mittheilung über ihn begegnen.

Am 23. December schreibt wieder das Fräulein auf:

„Vorgestern Mittag hörte ich in Lottens Nähe Beethoven's herrliche Ouverture aus Egmont. Entzückt wie gewöhnlich, und das wehmüthige Gefühl, daß dieser Mensch nicht glücklich ist!“

Ob hier blos allgemeine Erinnerung, ob spezielle neue Nachricht über Beethoven's Lage und Schicksal spricht, erfahren wir nicht. Wohl aber sagt uns ein Lied, das in diese Jahreswende von 1817/18 fällt, welche Stimmung den leidenden tauben Mann damals erfüllte. Es ist das Liedchen ‚Resignation‘. Und daß persönliche Theilnahme an seinem Inhalt gewaltet, beweist, abgesehen von der Musik selbst, die obendrein vom Componisten überschrieben ist: ‚Mit Empfindung, jedoch entschlossen, wohl accentuirt und sprechend vorgetragen‘, der Umstand, daß Beethoven auch diesmal an den Dichter selbst geschrieben und ihm seinen Dank für die glückliche Anregung ausgesprochen haben soll. Das wenn auch etwas kindliche doch ernstgemeinte Gedichtchen lautet:

Resignation.

Von Paul Graf von Haugwitz.

Lisch aus, mein Licht!
Was dir gebricht,
Das ist nun fort.
An diesem Ort
Kannst du's nicht wiederfinden.
Du mußt nun los dich binden.

Sonst hast du lustig aufgebrannt,
Nun hat man dir die Luft entwandt.
Wenn diese fortgewehet,
Die Flamme irre gehet,
Sucht, findet nicht, —
Lisch aus mein Licht!

Daß aus solchem Dunkel des Verzweifelns an allem Glück und Leben sich bei Beethoven erst recht das Licht eines höheren und dauernden Glückes gebar, — das Fräulein konnte es nicht ahnen, nicht wissen. Wir aber besitzen heute die Werke, die solchem trübsten Lebensleiden entstanden. Es ward eben damals die große Sonate Op. 106 ‚gedichtet', wie Beethoven selbst sein Componiren damals nennt, und bald folgte die große Messe, eine Vorarbeit des erhabenen Trauergesangs und hochaufjubelnden Freudenlieds der letzten Symphonie!

Daß aber auch der Meister selbst es war, der sich stets wieder in neue und weit drückendere Wirren stürzte, erfahren wir durch die Aufzeichnungen des Fräuleins, die fortan einen wenig erfreulichen Charakter haben. Sie schreibt zunächst am 8. Januar 1818:

„Donnerstag. Sonntags kränkte mich sehr, was uns von Beethoven kam. Des Vaters Vorschlag, Karln um sehr geringes Geld zu behalten, nahm er nicht an, aus Gründen, welche er uns verschweigt, und Ende dieses Monats müssen wir uns von ihm (dem Knaben) trennen und mit ihm von jeder näheren Verbindung mit unserem so theuren Beethoven, der uns aber seit unserer näheren Bekanntschaft schon manchen Kummer bereitet. Ich wußte nicht gleich, was mir bei der Sache so sehr wehe that? Die Art wie sie geschieht! Der förmliche, äußerst höfliche aber nicht herzliche Brief, welchen er dem Vater geschrieben, nicht die mindeste Erwähnung von uns, nebst dem Vorhersagen, daß Karl ein Bestellter abholen würde, weil er wahrscheinlich zu der Zeit verreist sein würde, — dies Benehmen, aus welchem ich nur zu deutlich abnehme, daß er nicht gegen uns denkt, wie er sollte und wie wir es verdienen, verursacht mir

wirklich Schmerz und macht uns die. Trennung von Karln nur desto fühlbarer."

Der allerdings etwas äußerlich formelle Brief vom 6. Jan. 1818 lautet:

„P. P.

Damit kein Irrthum obwalten möge, nehme ich mir die Freiheit Ihnen gehorsamst anzuzeigen, daß es leider dabei bleiben muß, daß mein Neffe Ende dieses Monats Ihr vortreffliches Institut verlasse. Was Ihren andern mir gemachten Vorschlag betrifft, so sind auch hier mir die Hände gebunden, indem dadurch andere Zwecke zum Besten meines Neffen gänzlich vereitelt würden; doch danke ich Ihnen recht sehr für Ihre gute Absicht.

„Umstände können es heischen, daß Karl noch früher abgeholt werde, und da ich wahrscheinlich nicht hier bin, von Jemandem den ich dazu bestimme. Ich sage Ihnen dieses jetzt schon, damit Ihnen nicht irgend etwas hierbei besonders auffallen möge. Uebrigens wird mein Neffe und ich Ihnen zeitlebens dankbar sein. An Karl habe ich bemerkt, daß er dieses schon

jetzt ist, und dieses ist mir ein Beweis, daß er zwar leichtsinnig, aber doch keine Bösartigkeit in ihm herrsche, noch viel weniger er ein böses Herz habe.

„Ich hoffe alles Gute von ihm, umsomehr da er nun schon beinahe zwei Jahre sich unter Ihrer vortrefflichen Leitung befand."

Es ist nicht der Ton persönlich freundschaftlichen Verkehrs, was aus diesem Schreiben spricht. Beethoven war ungehalten, weil er den Unterricht des Instituts mangelhaft und die Bildung des Knaben, von dem er solche Wunderdinge wie ein ‚neues Denkmal seines Namens' erwartete, vernachlässigt glaubte. Wenn je, so war in diesem Falle ‚das Bessere der Feind des Guten'. Die intellectuelle Erziehung hätte allerdings dort vielleicht besser sein können, — die moralische war gewiß entsprechend, es sagt uns dies jede Zeile dieser Auslassungen der Tochter des Hauses, die den Geist der in demselben herrschte, sehr deutlich wiederspiegelt. Und niemand mehr als Beethoven selbst sollte den hier gemachten Fehler bald zu erkennen und was schlimmer ist, schmerzlichst zu büßen haben. Es war der unmittelbare Anfang des traurigen Endes, das die Sache mit dem Neffen hatte.

Das Fräulein schreibt zunächst weiter:

„Den 9. — Mancherlei Beschäftigungen und des Vaters Uebelbefinden, welches mich den Abend in seinem Zimmer hielt, zerstreuten die äußerst wehmüthigen Empfindungen, welche der Gedanke an Beethoven und düstere Blicke in die Zukunft, welche mehr als gewöhnlich dieser Tage Nahrung fanden, in mir erregten."

„Den 24. Jänner. Heute morgens ist Karl Beethoven ausgetreten, um bei seinem Onkel zu leben. Möge er ihm doch alle Sorgen und Aufopferungen durch sein Gelingen lohnen! Das Schmerzliche dieses Abschieds war durch einen sehr herzlichen Brief seines theuren Oheims gemildert. Ueberhaupt hat mich schon früher einer über unsere unangenehmen Vermuthungen, daß ein Mißverständniß zwischen ihm und uns obwalte, beruhigt."

Beethoven hatte an dem gleichen Tage geschrieben:

„Ich komme nicht selbst, da es immer eine Art von Abschiednehmen wäre, und dergleichen habe ich von

jeher vermieden. Empfangen Sie die ungeheucheltsten Danksagungen für den Eifer und die Rechtlichkeit und Redlichkeit, womit sie sich der Erziehung meines Neffen angenommen haben."

Er kündigt seinen Besuch an, sobald er nur ein wenig zu sich selbst komme. Dies geschah aber von dem Momente der Einrichtung einer eigenen Haushaltung an weniger als je, und so trat erst wieder Annäherung an diese Familie ein, als die nackte Noth es gebot. Die erste Notiz über Beethoven geschieht darum auch fast ein halbes Jahr später, als derselbe bereits in Mödling auf dem Lande war.

„Den 15. Juni. ..... Von Beethoven hören wir gar nichts. Gestern in Priel (Brühl bei Mödling) war die Zeit zu kurz um ihn zu besuchen, die Natur war himmlisch schön."

Welche Noth aber derweilen der ‚unbehülfliche Sohn Apollos', wie er sich selbst einmal nennt, mit Einrichtung eines eigenen Haushalts, mit dem neuen Hofmeister u. s. w. gehabt, zeigen die Briefe dieses Sommers.

„O Hoffnung! O Hoffnung!
Du stählst die Herzen,
Du milderst Schmerzen!“

— diesen Vers aus Tiedge's Urania hatte er selbst in diesem Frühjahr 1818 ‚in doloribus‘ (in Leiden) seinem hohen Schüler Erzherzog Rudolph als ‚Aufgabe‘ componirt. Und ein Brief vom 18. Juni an Frau Streicher, die Gattin von Schiller's Jugendfreund, die schon als Kind in Augsburg Beethoven gekannt und ihm hier in Wien schon manchmal seine Tagesnöthe gelindert, sagt uns was er ausgestanden, seit er nun im eigenen Hause mit den Dienstboten und mehr noch mit der Mutter Karl's tagtäglich den größten Kampf zu kämpfen hatte. ‚Alles ist in Verwirrung, jedoch wird man nicht nöthig haben, mich in den Narrenthurm zu führen. Ich kann sagen, daß ich schon in Wien schrecklich wegen dieser Geschichte gelitten und daher nur still für mich war‘, schreibt er. Und was war geschehen? — Die Mutter des Knaben hatte seine Dienstboten bestochen und Karl also heimlichen Verkehr mit der ‚bösen Frau‘ gehabt. Drum: ‚marsch zum Hause hinaus zum abschreckenden Beispiel aller künftigen!‘, hieß es jetzt. Allein es sollte noch schlimmer werden. Jeder weitere Schritt

des Oheims und Vaters war bei diesen Verhältnissen fast eine Thorheit zu nennen. Der beste Wille vermochte hier nicht die wirkliche Einsicht in die Erfordernisse des Lebens und zumal der Erziehung eines Kindes zu ersetzen.

Das Fräulein aber erzählt zunächst weiter:

„Den 9. September. Sonntags bei Rohmanns in der herrlichen Gegend von Mödling und Priel. Es war ein angenehmer Tag. Nur schade, daß es so oft bei mir ohne eines schmerzlichen Gefühls der Leere nicht entgehen kann, wenn ich nicht hinlänglich zerstreut bin. Es ist mir oft wie einem Menschen, der noch immer Spuren des Schmerzes einer längst verharschten Wunde an sich fühlt. — Nachmittags besuchten wir unsern immer gleich theuren Beethoven. Wie alles, was er mir anthat, so verschwunden ist! Er lebt wenigstens zufriedener in den Intervallen, wo ihm die Mutter seines Neffen keinen Kummer macht, in der Sorge für dessen Wohl. Er zeigte Freude uns wiederzusehen und versprach sobald er in die Stadt käme uns zu besuchen. Er spielte uns auf dem von England geschickten Fortepiano. Es war nicht viel,

aber Beethoven spielte! — Karl war nicht zu Hause. Ich verließ ihn nicht mit unbefriedigtem Herzen; denn ich hatte manches Unangenehme rücksichtlich seiner Gesundheit und seiner Laune befürchtet."

Dieser Flügel war ihm kurz zuvor von dem Pianofortefabrikanten Broadwood und einigen Künstlern in London geschenkt worden, und ihn zu präsentiren war also der natürliche Anlaß zu Beethoven's Spiel gewesen.

Die folgende Notiz führt uns in die Anläße zu den weiteren Wirren, die Beethoven sich hier bereitete:

„Den 7. November. . . . . . Beethoven sah der Vater heute. Er erst kürzlich vom Lande zurück, und Karl besucht die öffentliche Schule."

Das heißt, er besuchte die Universität! — der 12jährige Knabe! — Dies brachte erneute Conflicte mit der Mutter und der Vormundschaftsbehörde. Denn Karl verstand und benutzte die ihm großgesinnt gewährte Selbstständigkeit natürlich anders als der Oheim gewollt und angenommen hatte.

Das Fräulein ahnt die neuen Gewitter, die heranziehen:

„Den 17. November. Gestern war wieder einmal Beethoven bei uns. Wir hatten ihm eine Wirthschafterin besorgt. Er war drei Stunden da, und da er diesen Tag besonders schlechter hörte, so schrieben wir. Man kann nicht mit ihm sein, ohne von seinem vortrefflichen Charakter, seinem tiefen Gefühl für das Gute und Edle ganz eingenommen zu werden. Wenn ihm doch Karl Ersatz gäbe für viele Aufopferungen, die er seinetwegen macht! In meine Hoffnungen mischt sich ängstlicher Zweifel! Er wird wahrscheinlich diesen Frühling eine Reise nach London machen. Vielleicht ist es von vielem Vortheil in öconomischer Hinsicht für ihn.“

Instinctmäßig suchte jetzt Beethoven selbst das Haus öfter wieder auf, wo er doch durch aufrichtige persönliche Antheilnahme manche Stunde der Ruhe und auch der Heiterkeit gehabt:

„Den 20. November. Den gestrigen Tag verlebte ich recht angenehm durch Beethoven's Gesellschaft.

Ich und Nanni nahmen uns einmal ein Herz und sangen in seiner Anwesenheit, und siehe da, er, den wir fest bei Hogarth's Kupferstichen glaubten, näherte sich bei dem ersten Duett und blieb uns immer zur Seite. Er flößte uns seinen Geist ein und spielte zum Theil mit oder sang mit, was freilich sehr komisch klingt und wo er selten den rechten Ton trifft, doch hilft es sehr den Ausdruck zu erkennen, denn man hört doch immer das crescendo. Wir bedauerten unendlich unser kindisches Wesen, welches uns so lange abhielt, dieß Vergnügen zu genießen was wir so manchen Abend, (vorzüglich weil er vielleicht nicht lange hier bleiben wird, da er schon die zweite Einladung nach England erhalten,) der besonders für Beethoven ganz gleichgültig verging, hätten haben können. Er war recht herzlich gegen uns, was mich sehr freute. Nanni zeigte ihm, was sie schon in ihrem künftigen Zimmer zusammen getragen hat. Wenn er uns nur noch recht oft besuchte! Ich hoffe es, er muß doch einmal einsehen, wie herzlich wir es mit ihm meinen."

Zugleich erzählt das Fräulein aus der Erinnerung ergänzend weiter:

„Wie sich Beethoven öfters in kleinen Spöttereien gefiel, so hatte er auch über Eltern gelacht, welche sagten: ‚Meine Töchter spielen auch von Ihnen!‘ – Das war uns genug, und die Musik war gerade damals bei uns fast verbannt, was mich später oft gereuet hat. Denn einmal als er mit Zeitungslesen beschäftigt im Zimmer war und ich meine Scheu überwand und sein ‚Kennst du das Land‘ spielte, kam er alsogleich herbei, taktirte und bei einer Stelle, wo vielleicht mancher nachlassen würde, wollte er eifrig gleich fortgespielt haben.“

So bewahrte der im Leben so Alleinstehende sich hier wenigstens einen äußeren Halt. Wir werden sogleich vernehmen, wie nöthig ihm ein solcher war. Das Fräulein schreibt:

„Den 30. November ..... Vorgestern war ich durch die Erzählungen von Beethoven's Haushälterin über die Niedrigkeit des Jungen empört und ins Innerste ergriffen. Das ist mehr als Leichtsinn! Der Keim des Bösen konnte also durch gutes Beispiel nicht ausgerottet werden? Ich kann es gar nicht ausdrücken, wie sehr mich der Undank dieses

jungen Menschen ergriff. Es ist aber nothwendig, so wehe es uns thut und wir bei Beethoven's unglücklicher Lage befürchten müssen ihm zu mißfallen, ihm hier die traurige Wahrheit zu zeigen, in ihrer ganzen kränkenden Wirklichkeit! Wenn es nur bald geschehen könnte, denn hier handelt es sich um Großes! Er kennt seinen gränzenlosen Leichtsinn, aber diese Züge eines verdorbenen Herzens kennt er nicht; muß sie aber kennen lernen, denn später wäre es gewiß schon zu spät, wenn es nicht jetzt vielleicht schon ist. Schreiben wäre das Beste. Ach! wenn ich doch ein Mann wäre, ich wollte sein innerster Freund sein!"

Die weiteren Mittheilungen dieser der Sache durchaus unbefangen gegenüberstehenden und doch von tiefster Antheilnahme erfüllten Dame sind von einer gewissen psychologischen Bedeutung. Das zunächstfolgende Stück des Tagebuches ist übrigens auch der Schrift nach in außerordentlicher persönlichen Erregtheit geschrieben.

„Den 5. December. Seit einigen Tagen bin ich ganz mitgenommen, ganz ergriffen von Beethoven's Geschichte. Nie im Leben werde ich den Augenblick vergessen, als er kam und uns sagte daß Karl fort sei,

zur Mutter entlaufen, und seinen Brief uns zeigte zum Beweis seiner Niedrigkeit. Diesen Mann so leiden, weinen zu sehen, es war sehr ergreifend!" —

„Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich, daß unter unserem großen und innigen Mitgefühl er weinend ausrief: Er schämt sich meiner!"
ergänzt das Fräulein aus der Erinnerung. Hier aber fährt sie in wahrhaft schönem Mitgefühl fort:

„Der Vater nahm sich des Ganzen mit vieler Thätigkeit an; und bei allem Traurigen habe ich ein sehr angenehmes Gefühl in dem Bewußtsein, daß wir Beethoven viel, ja in diesem Augenblicke seine ganze Zuflucht sind. Er sieht auch gewiß alles ein, wenn er uns in seiner Meinung Unrecht gethan hätte. Ach! er kann es nie ermessen, wie sehr wir ihn schätzen, was ich für sein Glück zu thun fähig wäre! —

„Wie zeigt sich hier wieder dieses seltene Wesen! Das böse Kind ist nun wieder bei ihm, mit Hülfe der Polizei, — die Rabenmutter! Ach! wie schrecklich, daß dieser Mensch um solcher Auswürflinge willen so leiden muß! — Er muß von hier weg oder sie, das ist das Resultat. Beethoven will ihn fürs erste in unsere

Verwahrung geben, ein großer Freundschaftsdienst meines Vaters, wenn es geschieht, da er ihn als einen Arrestanten betrachten muß! —

„Jetzt eben schrieb ich mit Nanni mehrere Stunden mit Beethoven; denn wenn er so ergriffen, so hört er fast gar nicht. Wir haben ein Buch vollgeschrieben. — Dieser Edelmuth, diese reine kindliche Seele! Es wird mir immer einer der schmerzlichsten Gedanken sein, daß dieser Mensch nicht glücklich ist! Es ist nicht in seinem Wesen, einen Menschen für durchaus böse zu halten, wie er sagt, wie es denn dies Weib doch ist. Es that mir sehr wohl, daß er, als er ging, etwas zerstreuter war. Er sagte mir, er wäre von der Geschichte so ergriffen, daß er seine Gedanken erst zusammenfassen müsse, sein Herz habe die Nacht geschlagen hörbar!

„Ach! und es bleibt mir immer nichts zu sagen übrig, als daß alles was man thun kann, doch so wenig ist! Ich gäbe mein halbes Leben für den Mann! Zuletzt denkt er immer an sich. Er klagte, daß er nicht wisse, was mit seiner Haushaltung geschehen würde, wenn Karl weg wäre. Eine seiner schönen Aeußerungen war auch wegen der körperlichen Nahrung: er habe das System, daß alles, was hierin

zu viel gethan würde, er als einen Diebstahl ansehe, welchen man an andern nöthigeren Ausgaben mache als da sind, Arme, überhaupt Verwendung für den Geist!" —

Doch selbst hier bereitet übertriebene Liebe und sogar Schwäche ihm statt dauernder Hülfe neue Verlegenheit. Das Fräulein schreibt:

„Den 14., Montag. Gestern Abend machte ich wieder die äußerst schmerzliche Erfahrung, daß man Beethoven's Vertrauen nie ganz gewinnen kann, und ich habe ihn in dieser Rücksicht aufgegeben; denn nach diesen wahren Freundschaftsdiensten, welche wir ihm geleistet, sich so gegen uns zu betragen, das ist wirklich das Mißtrauen auf das Höchste getrieben. Nachdem Karl nun 9 Tage bei uns in Verwahrung, welches nach seinem Wunsche war, wir ihn aber nicht unter den übrigen Zöglingen lassen konnten, alles nach Verabredung, weil des Vaters Verantwortung zu groß, und Karl zu verdorben, so schreibt er gestern Abend dem Vater, wir möchten das Zimmer mehr heizen lassen, er habe bei ihm nie gefrorene Füße und Hände gehabt, man hätte die ganze Sache nie so laut behan-

deln sollen, man dürfte sie nur eher verschlimmern und man sollte es mit dem Delinquenten nicht zu weit treiben!

„Man sieht vollkommen, daß sein Grübelgeist und eine Schwäche für den Knaben volles Recht über ihn erlangt und er nun ihm mehr glaubt, dem Lügner, als seinen bewährten Freunden. Gestern hatte ich ein bitteres Gefühl über ihn, heute fühle ich nur inniges Mitleid mit einem Menschen, der durch sich selbst unglücklich ist, desto mehr, da ich nun dahin gebracht bin einsehen zu müssen, daß er großentheils deßwegen so allein auf der Welt dasteht. Der Vater schrieb ihm heute seine aufrichtige Meinung, vielleicht erkennt er uns einst.

„Nachmittags nahm Beethoven selbst ihn Nanni'n ab an der Brücke, als er aus der Schule kam. Was noch daraus werden wird? — Man kann das Schlimmste fürchten! — Beethoven's Schwäche ist doch zu groß, der Knabe ist ihm freilich sehr unentbehrlich geworden, aber wenn ich mich erinnere, daß er auf meine geäußerte Besorgniß, er möchte Karls Worten nicht trauen und von dem festen Entschluß ihn von hier zu nehmen, nicht weichen, nachdem er zehnmal wiederholte, er sähe ein, daß es bei

ihm nicht gehe, antwortete: ‚Sie halten mich für schwach? Glauben Sie das nicht ꝛc.‘"

Bald wurden denn auch die Verwicklungen nur noch größer. Schon am 10. Jänner 1819 schreibt das Fräulein:

„Was uns Müller von Beethoven erzählte, schmerzte mich sehr. Die Böse hat es endlich so weit gebracht über ihn zu triumphiren. Er ist der Vormundschaft entsetzt, und der bösartige Sohn kehrt zu dem Grund der Bosheit zurück. Ich denke mir Beethoven's Schmerz! Seit gestern Abend soll er ganz allein sein, beim Essen ganz abgetrennt von Beiden. Er sollte doch wissen, daß sich Karl zur Mutter freut, es würde ihm dann den Schmerz der Trennung doch erleichtern."

Die Mutter hatte nämlich den Adel des Oheims und Vormunds zu bestreiten gewußt, durch den die ganze Vormundschaftssache an die adlichen ‚Landrechte‘ gekommen war, die Beethoven's Stellung und Charakter zu würdigen wußten, und so gelangte dieselbe jetzt zu einer Behörde, die dagegen der Witwe persönlich günstig sich zeigte, zum bürgerlichen Magistrat.

Der Knabe kam zu ihr zurück, Beethoven mußte einen neuen Vormund ernennen. Dieser verlangte jedoch sofort ebenfalls, daß der Knabe wieder in ein Institut komme, und so gedachte Beethoven natürlich wieder seiner treuen Giannatasio's. Er wandte sich von neuem an den Vater, und hauptsächlich deßhalb begab sich die Familie eines Tages zu ihm nach Mödling aufs Land.

Das Fräulein schreibt am 18. Juni 1819 auf:

„Ueberhaupt hatte diese Mödlinger Fahrt auch den Zweck, Beethoven's lebhaften Wunsch, seinen ungerathenen Neffen bis zu weiterer Verfügung zu uns zu geben, abzuschlagen, und so störte schon dies allein die Unterhaltung bei mir. Indeß sagte er dem Vater, er werde trotz des Briefes kommen mit ihm zu sprechen. Das geschah aber nicht nach Lesung desselben, und er hat ihn in Blöchlingers Institut gegeben. So wehe es uns that, Beethoven etwas zu verweigern, so bin ich von der Nothwendigkeit so überzeugt und daß hier nichts von unserer Seite mehr zu nützen, im Gegentheil nur zu schaden ist."

Es verging fast ein Jahr heftiger Kämpfe und Aufregungen, bis Beethoven endlich wieder die volle

Gewalt über den Knaben erlangte. Wie aber in Folge dessen dieser selbst geworden, sagt uns ein Brief an seinen Freund und Schüler Erzherzog Rudolph zur Entschuldigung seines steten Ausbleibens beim ‚Lectiongeben'.

„Die fortdauernden Verdrießlichkeiten — in Ansehung meines beinah gänzlich moralisch zu Grunde gerichteten Neffen haben größtentheils Schuld daran," heißt es da, und weiter: „Und so dauert diese Verwirrung immer ohne Ende fort, und keine Hülfe, kein Trost! Alles was ich gebaut, wie vom Winde weggeweht!"

Die Berührungen mit der Familie Giannatasio waren denn auch fortan nur sehr vereinzelt. „Umstände und traurige Lebensverhältnisse auch unserer Familie brachten uns mit Beethoven so auseinander, daß wir zuletzt gar wenig von ihm hörten," erzählt das Fräulein selbst.

Aber in einem Momente hatte Beethoven doch noch gezeigt, daß das ‚große Schuldbuch', wo alles Gute und Liebe gegen seinen Karl eingetragen stand, nicht vernichtet war. Er hatte der Tochter Nanni,

von der er öfter sagte: ‚Sie mag mich ja nicht, sie hat ihren Schmerling!‘ ein Hochzeitslied versprochen, und als nun die Zeit kam, verfaßte er einen kleinen Gesang mit Chor auf die Verse eines dem Hause befreundeten Professors Stein: ‚Auf Freunde, singt dem Gott der Ehe!‘ Das Originalmanuscript trägt das Datum des 14. Januar 1819, also der Zeit der ärgsten ‚Verdrießlichkeiten‘. Wenn man bedenkt, daß abgesehen von diesen Kämpfen und Sorgen um den moralisch fast zu Grunde gerichteten Sohn in dieser Zeit die Composition der großen Messe den Meister von jedem Gedanken an äußere Dinge weit entfernte, so ist die kleine Festwidmung um so höher anzuschlagen: sie ist ein echter Dankesgruß an die brave Familie, der er wirklich viel schuldete. Daß er die Hochzeit selbst besucht, meldet das Fräulein nicht. ‚Sein Gesicht gehöre nicht unter frohe Gesichter‘, hatte er selbst schon früher gesagt, und jetzt war er ja noch weit weniger ‚froh‘. —

Es folgen fortan im Tagebuch nur noch ein paar kurze Notizen über Beethoven selbst, von denen obendrein nur eine von Interesse ist. Ihr voraus aber schicken wir zwei Stellen, die so recht den tiefen und das Leben verklärenden Sinn zeigen, womit diese junge

Dame die Musik und vor allem die Beethoven's auffaßte: sie ist ihr Sprache, Leben der Seele. Es ist dies auch der eigentliche Grund, weßhalb sie den Meister persönlich so mit den innersten Wünschen für sein Glück in ihr Herz aufzunehmen vermochte, — ihn, den alternden, stürmischen, misanthropisch mißtrauenden Mann, der wie er selbst äußerlich von aller Lebensfreude ausgeschieden war, in der That auch solcher im allgewohnten Sinn nur wenig zu bieten vermochte. Es waltet hier etwas von der innersten Seele des deutschen Volks und besonders des Oesterreichers, an der Beethoven's eigene Kunst sich großzog und stets neu labte. Die Bekenntnisse dieser ‚schönen Seele' sind uns daher in gewisser Weise vorbildlich für dasjenige, was sich in der Musik überhaupt und am eigensten und kräftigsten in Beethoven's Kunst ausspricht: es liegt hier sozusagen ein Stück unseres eigenen tieferen Lebens und ein psychologischer Beitrag zur inneren Geschichte unserer Kunst vor.

Schon bezeichnend für die feine Sicherheit dieses Empfindens ist es, daß sie an jenem Hochzeitsfeste ausdrücklich von dem ‚unangenehmen Gefühle' aufschreibt, das sie bei dem ‚leblosen Spiel des ihr so werthen Liedes unseres geliebten Beethoven', das heißt jenes

Hochzeitsliedes hatte. Eine Stelle von Donnerstag den 18. November 1819 aber lautet so:

„Wie trübe Wolken stiegen manchmal düstere Ideen in meinem Kopfe empor, da zum erstenmal nach 4 Jahren wieder eine Musik in unserem Hause war. Welche Veränderungen! Ehlinger todt, Götz die Seele der Gesellschaft aus dem Kreise, Rohmann, Clarisse, Nanni verheirathet, Duncker abwesend, — die zunehmende Gebrechlichkeit der Mutter! Wie Gespenster schlich es um mich herum. Aber oben schwebte die Göttliche und verscheuchte alle Düsterheit mit ihrem himmlischen Glanze! — O Musik, wenn du mein Herz nicht erfülltest, wie viel öder wäre es noch!“ —

Und am 17. April 1820 heißt es:

„Gestern hörte ich einmal wieder die Harmonie der beiden Herrscher der Töne, eine neue Ouverture von Beethoven und Ouverture aus ‚Figaro‘ von Mozart. Wie sehr durchdrangen diese himmlischen Harmonien mein Innerstes und füllten mich zugleich mit hoher Empfindung für den Mann, den

vortrefflichen Menschen, welcher sie schuf! Wir nahmen uns fest vor ihn bald zu besuchen, und ich bedaure es unendlich, so ganz aus aller Verbindung mit ihm zu sein, welche uns immer so viel Herzens- und Geistesnahrung eingetragen hat."

Der Besuch geschah denn auch bereits zwei Tage später, und diese Notiz ist die letzte über Beethoven:

„Mittwoch den 19. April. Heute Abends besuchten wir Beethoven, nachdem wir ihn bald ein Jahr nicht gesehen haben. Es schien mir, daß er uns gern wiedersah. Es geht ihm jetzt im Ganzen gut, wenigstens ist wieder ein Zeitpunkt, wo er vor den Quälereien der bösen Mutter Karl's Ruhe hat. Mit äußerst wehmüthigem Gefühl bedauerte ich, daß jede Verbindung mit diesem trefflichen Menschen aufgehoben ist, jemehr ich von seiner Gediegenheit in jeder Hinsicht ergriffen war. Sein Gehör ist fast noch schlimmer geworden. Ich schrieb alles. Er schenkte mir ein neues schönes Lied: ‚Abendlied unter dem gestirnten Himmel', was mir sehr viel Freude machte."

Dieses Lied trägt das Datum des 4. März 1820. Es weist ebenfalls auf die heftigen Störungen jener

Zeit und die tief melancholische Stimmung hin, in die ihn jene allerdings wenig erfreuliche Berührung mit dem wirklichen Leben stets mehr brachte. Wir theilen es daher zum Abschluß dieser Auszüge ebenfalls mit:

Abendlied unter dem gestirnten Himmel.

Von H. Goeble.

Wenn die Sonne niedersinket
Und der Tag zur Ruh' sich neigt,
Luna freundlich leise winket
Und die Nacht herniedersteigt;
Wenn die Sterne prächtig schimmern,
Tausend Sonnenstraßen flimmern:
Fühlt die Seele sich so groß,
Windet sich vom Staube los.

Schaut so gern nach jenen Sternen,
Wie zurück in's Vaterland,
Hin nach jenen lichten Fernen,
Und vergißt der Erde Tand.
Will nur ringen, will nur streben,
Ihrer Hülle zu entschweben,
Erde ist ihr eng und klein,
Auf den Sternen möcht' sie sein.

Ob der Erde Stürme toben,
Falsches Glück den Bösen lohnt:
Hoffend blicket sie nach oben,
Wo der Sternenrichter thront.

Keine Furcht kann sie mehr quälen,
Keine Macht kann ihr befehlen:
Mit verklärtem Angesicht
Schwingt sie sich zum Himmelslicht.

Eine leise Ahnung schauert
Mich aus jenen Welten an,
Lange, lange nicht mehr dauert
Meine Erdenpilgerbahn.
Bald hab' ich das Ziel errungen,
Bald zu euch mich aufgeschwungen
Erndte bald an Gottes Thron
Meiner Leiden schönen Lohn.

Es war Beethoven's eigenste Empfindung in jenen Tagen, und seine Ahnung sollte bald genug in Erfüllung gehen.

Mit jener letztgegebenen Notiz nun endet nicht etwa das Tagebuch selbst, das vielmehr noch bis zu Ende des Jahres 1824 fortgeführt ist, aber wohl was darin über Beethoven vorkommt.

„Wenn er, nachdem die Verbindung durch seinen Neffen abgebrochen war, meiner Mutter begegnete, sagte er, indem er ihr so kräftig die Hand schüttelte, daß sie noch lange daran denken mußte: Ich weiß es, ich soll Sie besuchen," erzählt das Fräulein. Es geschah aber nicht, und auf beiden Seiten verwickelten

und verdunkelten sich die äußern Verhältnisse zunächst stets mehr, bis wenigstens bei Beethoven bereits verhältnißmäßig frühe, in seinem 57. Lebensjahre, der Tod den Knoten des Lebens durchhieb, den nach seiner äußern Seite zu lösen er selbst nicht im Stande gewesen war.

Sogar über das große Concert vom 7. Mai 1824, wo die künstlerischen Resultate dieser letzten schweren Conflicte und innern Vorgänge, die große Messe und die Neunte Symphonie, nun auch vor die Augen der Welt traten und des überwältigendsten Eindrucks schon bei den Zeitgenossen berühmt wurden, findet sich auch nicht die Spur einer Notiz.

Dagegen sollte das gute Fräulein bald genug persönlich miterleben, was ihre stete trübe Ahnung gewesen, daß die Liebe zu diesem kleinen Neffen, der der Anlaß ihrer gegenseitigen Bekanntschaft war, für beide Theile verhängnißvoll wurde. Wenig Jahre nach jener letzten Notiz, im Sommer 1826, hatte die Verwirrung in diesem jungen Dasein einen solchen Grad erreicht, daß ihm eben nichts übrig zu bleiben schien als — sich das Leben zu nehmen!

Die jähe Kunde dieses Selbstmordversuches mußte die Stadt, die schon durch den langen Vormundschafts-

prozeß von dem ganzen Verhältniß unterrichtet, in der jüngsten Zeit viel über den schweren Kummer vernommen hatte, den der Neffe dem großen Oheim mache, in weitesten Kreisen erregen, und zwar je nach Kenntniß der Sachlage mit Schrecken und Mitgefühl oder auch mit Anklagen und Vorwürfen. Beethoven selbst aber bekam hier einen Becher zu leeren, in dessen an sich schon bitteren Trank er persönlich durch liebende Schwäche den letzten tödtlichen Tropfen gemischt hatte. Was hier oben selbst in solch bloßen Tagebuchaufzeichnungen an uns vorüberzog, war genügend die Elemente kennen zu lehren, aus denen dieser Trank bestand. Beethoven starb daran, nachdem schon der erste Eindruck von der Art gewesen war, daß jener Augenzeuge Schindler von dem noch nicht 56jährigen Manne erzählt: ‚Dahin war das immer noch Feste, Stramme in allen seinen Körperbewegungen, — ein Greis von nahezu siebenzig Jahren stand vor uns, willenlos fügsam, jedem Luftzuge gehorchend.'

Des Fräuleins schmerzlicher letzter Eindruck von ihrem so hoch gehaltenen Freundschaftsverhältniß war, daß sie den Meister während der langen Todeskrankheit, die wenig Monate nach jenem Ereigniß eintrat, nicht einmal hatten besuchen können. Allein er selbst

,hatte während der Zeit eine große Scheu vor weiblichen Besuchen', schreibt sie als letzte Notiz unter ihren Erinnerungen nach Mittheilung aus seiner Umgebung auf.

Und nun er selbst, der große Meister, wie war sein letztes Dasein, wie sein Ende?

Denn diese ,stille Liebe' hat uns zugleich in zu innige Berührung mit demjenigen Verhältniß gebracht, das als das reinmenschlichste in seinem gesammten Leben auch am tiefsten in sein eigenes Dasein eingriff, und wir müssen also zum Abschluß des Ganzen danach trachten, uns auch hier den Grund und Zusammenhang jenes betrübenden Ereignisses, das die Katastrophe in Beethoven's Leben bildet, völlig und ohne jede andere Rücksicht als auf die Sache selbst aufzudecken. Nur so dürfen wir hoffen, trotz allem Schmerzlichen und unser inneres Gefühl Verletzenden, das hier in der That vorliegt, zu einem versöhnenden Endeindruck unseres gedrängten Bildes seiner Existenz überhaupt zu gelangen und uns selbst mit dem freien Ausblick in die Weite des Lebens und gewissermaßen wieder auf die Füße gestellt zu entlassen.

Des Menschen Ende aber ist zugleich der Prüfstein seines Lebens.

6. Das tragische Ende.

Eine Stelle suchte der Liebe Schmerz,
Wo es recht wüst und einsam wäre;
Da fand er denn mein ödes Herz
Und nistete sich in das leere.

Goethe.

Beethoven schreibt am 1. Juni 1801 an Amenda in Kurland:

„Auch ihm kann der *** nicht gefallen, er ist und bleibt zu schwach zur Freundschaft. Ich betrachte ihn und *** als bloße Instrumente, worauf ich, wenn's mir gefällt, spiele; aber nie können sie volle Zeugen meiner innern und äußern Thätigkeit, ebensowenig als wahre Theilnehmer von mir werden, ich taxire sie nur nach dem, was sie mir leisten."

Dieses unverholene Geständniß gegen den vertrauten Freund bezeichnet uns den Gesichtspunkt, unter welchem im Gefühl einer fast unbegränzten Kraft und eines kühnen Strebens dieser Titane auch noch in diesen späteren Lebensjahren nur zu oft seine weitere und nähere Umgebung betrachtete und — behandelte. Er selbst fühlte sich gewissermaßen zu stark zur Freundschaft, und so war es gekommen, daß er wie schon stets mit seinem künstlerischen Schaffen, allmälig auch mit seinem tieferen Fühlen und Bedürfen ‚in der Welt allein stand' und, wie er glaubte, ‚keinen Freund hatte'.

Der heroische Trotz, mit dem er dem Leben begegnete und unter Umständen auch Gewalt anthat, — dazu ein Unabhängigkeitssinn, wie wir ihn selbst aus diesen Tagebuchnotizen in einer Art hervortreten sehen, die den Geboten menschlichen Miteinanderseins zuwiderläuft, mußten ihn mit der Zeit ganz abseits von jener allgewandelten Bahn führen, wo Freundschaft und Liebe ihre allerdings stillen und unscheinbaren Schritte wandeln, aber auch den Zweck und Bestand des Ganzen sichern. Und als nun plötzlich und gar in diesen späten Lebensjahren nochmals die gemeingewöhnliche Pflicht solchen Thuns und Sorgens für Andere an ihn

herantrat, da zeigte sich, daß in seinem hohen Streben diese kleine Gabe zunächst keinen Raum hatte oder doch daß er dieselbe nicht nach ihrer Natur zu üben vermochte. Er versagte mit seinem edelsten Bemühen. Und daß er dennoch seinen Eigenwillen an die Stelle der vom Leben selbst gegebenen Sachlage setzte, führte es herbei, daß hier statt Heil Unheil gesäet ward und gar trotz allem Ausrotten und Wehren bald so sehr aufging, daß die Edelpflanze der besseren Natur selbst zu ersticken drohte.

Wir haben hier nicht die Einzelnheiten dieser verwickelten Lebenslage eines unserer größten und besten Geister zu verzeichnen. Aber es war ein tiefes und allbeherrschendes Lebensgesetz, was hier verletzt ward und sich in einer Störung des tiefsten Innern rächte, gegen welche all unser Erzählen und Urtheilen ein kühles Nichts ist.

Wir kennen unsern Beethoven nicht ganz, wenn wir ihn nicht auf dieser bisher so gut wie verborgenen und nur in seiner Kunst erklingenden Spur seines inneren Lebens verfolgen. ‚Es ist ganz einerlei, vornehm oder gering sein, das Menschliche muß man immer ausbaden,‘ sagt der tiefe Kenner der Menschendinge, der uns ihr ergreifendes Abbild im Faust gegeben.

Wir müssen also in diesen Bestand von Beethoven's Natur einzudringen suchen und darnach ermessen, inwiefern es eben das Menschliche war, das er hier in solch herbsten Leiden ‚auszubaden' hatte. Wir knüpfen dabei an das, was uns hier als ein Stück seines Lebens unter Menschen begegnete, unmittelbar an.

Denn es ist zu sagen: wie trotz aller Versicherungen im Grunde diese Familie Giannatasio, die ihm so treulich beistand, doch nicht recht respectirt und sogar ebenfalls nur nach dem taxirt ward was sie ihm leistete; — wie vor allem die opferwillige Theilnahme der ‚Frau Aebtissin' gar nicht erkannt ward und das Veilchen, das an diesem glorreichen Lebenswege blühte, völlig unbeachtet blieb: so führte ihn der Eigenwille in dem Verhältniß zu dem Neffen und seiner allerdings wenig respectabeln Mutter zu einem unaufhaltsamen Strom von Eigenmächtigkeiten, der bald das ganze Gehege einriß.

Es versteht sich von selbst, daß damit von diesen Letzteren nicht die Schuld des böseſten Leichtsinns und der vollen Verkommenheit genommen wird. Aber das Eine ergiebt sich: Beethoven lastete mit seinen hohen Vorstellungen und Ansprüchen wie ein Alp auf dem Gemüth des jungen Neffen und ließ denselben nie recht

zu sich selbst kommen. Es entstand Verwirrung, Verzweiflung, Empörung. Und ein letztes Aufbäumen der besseren Natur führte endlich zu dem schrecklichen Versuch des Verbrechens an sich selbst.

Es ist ein Stück Seelenmysterium, was hier vorliegt, und jeder Erklärungsversuch klingt wie Anklage und Vorwurf, deckt fast nackt das innerste Geheim unserer Existenz auf. Und dennoch, um des Erkennens eines höheren Gesetzes willen, das uns wieder aus diesem Dunkel zum Licht führt, darf auch hier die Erforschung nicht unversucht bleiben.

Daß es regnet über Gerechte und Ungerechte, daß Gut und Böse wie Klein und Groß nach Menschenbegriff das gleiche Recht der Existenz haben, dies eben entging Beethoven's Eifer hier um so mehr, als derselbe ja auf das höchste Beste des Daseins gerichtet war. ‚Wiewohl was kann man einem Menschen Größeres geben als Ruhm und Lob und Unsterblichkeit?‘ hatte er sich um diese Zeit aus dem Plinius ins Tagebuch geschrieben. Und dem entsprachen die Aeußerungen: ‚Der Knabe muß Künstler werden oder Gelehrter, um ein höheres Leben zu leben‘, und jenes ‚Ich will meinem Namen durch meinen Neffen ein neues Denkmal stiften.‘ Das Bewußtsein dieses besten Wollens und Thuns aber

erklingt deutlich aus dem Wort: ‚Es wird weder Vormünder geben noch Oheime meines Gleichen.‘

Sein Sinn stand zunächst ganz auf die hohen Thaten des Geistes und der Kraft, und er beachtete bei diesem titanischen Ringen um die höchsten Güter zu wenig jenes kleine Gut, das nichts desto weniger den Gehalt und Bestand des Lebens darstellt: die reine Hingabe der Persönlichkeit an den nächsten und geringsten Zweck menschlicher Existenz, die nicht blos das Glück und höhere Sein der millionenfachen Mehrheit unseres Geschlechts ausmacht, sondern ihm überhaupt erst seinen Zusammenhalt und Werth giebt.

Im Sturm der Thaten war ihm das Gesetz des Lebens nicht zu Sinne gekommen, bis dieses selbst ihm auch hier die Aufgabe der That stellte und er an ihr zu Grunde ging. Es ist die Tragödie der Kraft und des Heldengeistes, was sich in diesem Künstlerleben abspielt und an jenem Verhältnisse zu dem Neffen seinen Conflict und seine Katastrophe findet. Und der Held in diesem Künstler bekundet sich auch darin, daß er nach Erkenntniß des allwaltenden Geheimnisses den Speer in die eigene Brust stößt und so der Wahrheit des Menschenthums den freien Tribut zahlt.

Wir geben zur Orientirung zunächst noch die kleine Herzensergießung, die sich unmittelbar nach jenem schönen Ausruf vom 18. November 1819 in unserem Tagebuche findet. Es ist das Geständniß nicht etwa einer mehr blos sentimental bedürftigen als natürlich kräftig fühlenden ‚schönen Seele', sondern der Natur des weiblichen Herzens überhaupt. An dieses Bekenntniß knüpft sich also wie von selbst die Darstellung davon an, wie nun dieser Held und Mann Beethoven ebenfalls schließlich zur Erfassung von Glück und Bestand des Lebens vordrang.

Das Fräulein schreibt:

„Von meinem Herzen will ich gar nichts mehr sagen: es ist und bleibt leer, und diese Leere drückt schwerer als man denken sollte. Manchmal helfen auch die allervernünftigsten Vernunftgründe nichts und das Gefühl quillt über. Ins Denken darf ich hierüber nicht kommen. Das Beste ist zu denken, daß ich hierin nichts, gar nichts ändern kann, und daß es vielleicht einmal besser wird! Uebrigens hat wohl nie ein Herz geschlagen, welches sich so sehr nach Liebe gesehnt und so vergeblich wie dieses!"

Wie die Pflanze zum Licht, wie der Held nach Thaten, wie der an diese eherne Nothwendigkeit angeschmiedete Menschengeist nach Freiheit, so sehnt sich dieses Frauenherz nach Liebe, nach thätiger Hingabe seiner selbst. Und ob ihr nach wie vor trotzdem anstatt Befriedigung stets nur neue Enttäuschung zutheil wird: sie leitet doch wie bei ihrem zuneigungsvollen Aufschauen zu Beethoven auch im wirklichen Leben mit den Jahren ihr Empfinden weiter zu den Gebieten, wo der bloße Drang der Natur zum bewußten Spenden dessen wird, was sie selbst suchte. Kein schöneres Zeugniß kann ihrem gesammten späteren Leben ausgestellt werden als das einfache Wort ihrer Nichte:

‚Sie war so recht seelengut, daß Jedermann sie so recht von Herzen lieben mußte.‘

Und dem entspricht als tieferer Grund dieses ihres Wesens das Wort einer anderen Verwandten:

‚Tiefe, wahre Frömmigkeit machte sie heiter und zufrieden.‘

Und nun also, unser Meister? — denn auf ihn, der so manchen trüben Augenblick aus unserem Leben verscheucht und uns ‚himmelan hebt‘, schauen aller Welt

Augen, die des im Verborgenen blühenden Frauenwesens nicht achten, — ob er selbst, was solcher Frauenliebe als Lebenselement zu Grunde liegt, nicht doch später ebenfalls zu erkennen und zu würdigen, ja als fruchtbaren Besitz für das eigene Dasein zu gewinnen vermocht hat?

Denn ohne dieses, was könnte es uns gelten, daß wir da vernehmen, wie in aller Stille ein Frauenherz in schönster Liebe sich ihm zugeneigt? Das ganze Tagebuch dieses weltverborgenen Fräuleins hat doch nur in so fern Werth, als es uns einen Maßstab für die Art in die Hand giebt, wie Beethoven selbst nach dieser Seite unserer Existenz hin geartet war und ob er am Abschluß seines Daseins als Mensch so groß vor uns steht, wie er als Künstler den ersten aller Zeiten sich anreiht. Die scheinbar leichte Lectüre dieses Tagebuchs enthüllt erst dann ihr specifisches Gewicht. Ja der Reflex einer solchen tieferen Untersuchung von Beethoven's Natur giebt auch den vorhergehenden Darstellungen, die uns den Helden im frohen Kampf und herben Leiden, in mächtigem Schaffen und schönem Empfangen aller Freudengaben zeigten, erst ihren vollen Sinn. So wenig in dieser ‚stillen Liebe zu Beethoven' etwas von der allgewöhnlichen ‚Künstlerliebe' zu

finden ist, so wenig dürfen wir den tieferen Grund ununtersucht lassen, der eine solche Hinneigung und treue Freundschaft möglich machte und auch ihn selbst schließlich zum schönsten Ziele führte.

Und da ist nun ebenfalls nach den neuesten Forschungen, zumal aus den eigenen sogenannten Conversationsbüchern und Skizzenheften des Meisters auf der Berliner Bibliothek ein mannigfach vertieftes Bild aufzustellen.

Allerdings er beachtete nicht recht, was da in aufmerksamer Sorge für sein ‚theures Pfand' waltete und ihm selbst der Leiden und Mühen das Meiste abzunehmen wünschte; — ja was durch all seine Geisteshoheit und Berühmtheit sich den großen Menschen nicht verdecken ließ und noch mehr: durch all die Fülle und Herrlichkeit dieses Menschen wieder nicht seine Menschlichkeit! Sein Sinn und Sein war auf die Kunst ‚die erhabene' gewendet, und zwar ‚zur Ehre des Allmächtigen, des Ewigen, Unendlichen'! Was die Menschen ihm gaben, ihm thaten, er empfing es als freien Tribut: er arbeitete, er schuf für sie, warum sollte er nicht nehmen, was sie ihm boten? —

Allein er selbst richtet doch gerade in dieser Zeit, wo eben durch den so sehr geliebten Knaben ‚ein neues

Gemüthsleben bei ihm hervorbrach', an den Erzieher desselben die vielsagenden Worte:

„Ich bitte Sie, mehr sein Gefühl und Gemüth in Anspruch zu nehmen, da besonders das letztere der Hebel zu allem Tüchtigen ist. Und so spöttisch und klein manchmal das Gemüthliche genommen wird, so wird es doch von unseren größten Schriftstellern wie von Goethe und anderen als eine vorzügliche Eigenschaft betrachtet. Ja ohne Gemüth behaupten manche, daß gar kein ausgezeichneter Mensch bestehen könne und Tiefe schon gar nicht in demselben vorhanden sei."

Und was nun bald darauf mit Erlebnissen und Leiden folgte, es war so tief schmerzlich und in sein innerstes Leben eindringend, daß er allmälig überhaupt zu einer völlig veränderten Lebensanschauung gelangte. Der kühne Jugendgeist, der einst ‚die Welt umspannen' wollte, und die ungebrochene Manneskraft, die sich zu dem fast übermüthigen Ausruf verstiegen hatte: „Kraft ist die Moral der Menschen, die sich vor andern auszeichnen, und sie ist auch die meinige!" — sie sollten in der Folge erfahren, was diese Jugend, diese bloße ‚Kraft' gilt, wo es sich um Glückgenießen, um Glückspenden handelt.

Gewiß, Großes war geschaffen, Größeres noch ward geplant. Lob und Ruhm, sie waren gewonnen: wenigstens in den entscheidenden Momenten hatte die Mitwelt mit ihrem Beifall nicht gekargt. Und doch, was war innen gewonnen? was da, wo erst Gefühl wahren Daseins waltet, im eigenen Herzen?

„Liebe ist freiwillige Gabe“

ruft er gewissermaßen sich selbst zu, indem er diesen Vers in Goethe's 1819 erschienenem West-östlichen Divan anstreicht bei dem Gedichte ‚Genügsam‘. Und:

„Warst du auch heute geduldig mit allen Menschen?“

schreibt er in den Kalender von 1820, — der Mann und Held, der sich einst ‚zu stark zur Freundschaft‘ gefühlt! Es erwacht in ihm ein bisher fast ungekanntes Sehnen nach einem wahren Glück, nach dem Besitz eines Lebendigen, eines mitfühlenden Menschen.

Hatte nicht schon der gleiche Schiller, dem er wie so mancher Geist seiner Zeit den besten Theil seiner ‚Ideale‘ verdankte, in jenen Jugendtagen das Lied ‚An die Freude‘ gesungen und ihren schönsten Sinn in dem Verse aufgedeckt:

„Ja wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus unserm Bund!“

Je mehr das Leben mit seinen äußeren Gaben nachließ, — und es ließ ja in diesen späteren Jahren Beethoven's auf wahrhaft betrübende Weise damit nach, in Gesundheit, materiellem Besitz und jedem menschlichen Behagen, ja sogar in ‚Lob und Ruhm‘; denn vom Anfang der Zwanziger Jahre an war in dem gleichen Wien, das Gluck, Mozart, Haydn besessen und einem Beethoven zugejauchzt, ein Rossini der Abgott! — je mehr also dieses äußere Glück nachließ und je mehr unserem Künstler gerade durch die Erfahrungen mit dem Neffen das Bewußtsein aufging, daß das Leben eine andere ‚Moral‘ und einen anderen Besitz habe als Kraft und Ruhm: desto drängender wird sein Sehnen um diesen wahren Besitz des Lebens. Trotz aller Herrlichkeiten, die ihm ‚seine Kunst und die Musen‘ stets aufs neue spenden, fühlt er tiefinnen eine unsägliche Leere. Er hat ‚keinen Freund‘, er steht ‚so allein auf der Welt!‘ Der gleiche Künstler, der sich bei einem Fleiße, wie er das ‚Genie‘ ebenso macht wie auszeichnet, oben den ‚unbeflissenen‘

genannt, streicht sich jetzt in jenem Westöstlichen Divan bei dem Gedichte ,Ergebung' den Vers an, der uns das Thema dieses Schlußcapitels geworden ist:

„Eine Stelle suchte der Liebe Schmerz,
Wo es recht wüst und einsam wäre,
Da fand er denn mein ödes Herz
Und nistete sich in das leere."

Das rein menschliche Bedürfniß, wenigstens einen Menschen sein zu nennen, tritt mit der Unwiderstehlichkeit eines Naturverlangens in sein Leben. Und wenn, wie schon das Fräulein herausfühlt, auch hier nach der Art dieses männlichen Geistes zunächst eine wahre Gewaltsamkeit dieses Bedürfnisses hervorbricht und sozusagen ihr Spiel mit dem geliebten Gegenstande treibt, — wenn wir auch bald erleben werden, wie an den Uebertriebenheiten und Eigenwilligkeiten in diesem seinem Lieben sein eigenes Dasein scheitert: er erkennt doch das Gesetz, ja er übt es, — an einem wirklichen Menschenwesen erprobt und bewährt sich sein eigenes menschliches Wesen, — er drückt den Stachel des Menschseins tief in sein Herz, tief bis zum Bestand des eigenen Lebens: — aber er hat auch das Ewige und Allumfassende dieses Menschengesetzes

erfaßt und sich selbst die Unendlichkeit dieses Glücksgefühls bereitet.

— Und nun, was weiter? —

Auch hier wie stets singt er von seinen Leiden, seinen Freuden. Wenn wir also oben seine Bilder des Lebens, des großen öffentlichen und des eigenst persönlichen, priesen und darin einen unsterblichen Widerhall aller Bewegung unseres Daseins fanden: — mehr, unendlich mehr ist dennoch, was er und gerade er am tiefsten von diesem Grund und Bestand unserer Existenz sang. Keiner der Dichter drang tiefer in diesen Bestand, denn keiner stieß des Lebens Stachel tiefer in das eigene Leben und gewann sich am Hingeben desselben sein Glück und seine Unvergänglichkeit.

Denn wenn wir uns jenes Schaffen nach seinem letzten Eindruck vorführen, — es mag herrlich sein, was die Sonate pathétique und die in D-moll wie die sogenannte Appassionata an vollem Kraft- oder Leidgefühl des Lebens aussprechen! Die Eroica mag kühn und energisch neue Ordnungen der Dinge künden und die C-moll-Symphonie sicherste Gewißheit aussprechen, daß im Kampf mit dem Schicksal die menschliche Kraft doch schließlich den Sieg davon trägt! Es mag die ‚Siebente‘ diesen Sieg vorausnehmen

und im frohen Gefühl eines solchen schöneren Daseins den ganzen Zauber und Glanz hohen Allgefühls des Lebens malen!

Aber was ist all diese Herrlichkeit unseres äußeren Daseins, dieses Hoffen und Künden, Klagen und Sagen gegen die Laute der Seele, nein sagen wir gegen den Widerhall jener tiefsten Ordnung der Dinge selbst, der aus Beethoven's Werken erklingt, nachdem das Leben ihn soeben in jener Congreßaufführung 1814 auf die höchste Höhe gehoben zu haben schien und nun doch erst seine wahren Aufgaben und sein wahres Leiden ihm zeigte! —

‚O leite meinen Geist, o hebe ihn aus dieser schweren Tiefe!‘ hören wir ihn das eine Mal ausrufen: und er meißelt diesen Ruf der Seele sozusagen zu einem Bilde in Stein, für alle Nachwelt zu sehen, in dem Adagio der Violinsonate Op. 102 Nr. II, an dem kein menschlich fühlendes Herz vorübergeht, ohne diese seine Menschlichkeit zu fühlen, aber auch nicht ohne aus der tiefinnern Ergebung in diese stets bedrängte Existenz die Ahnung eines höheren Daseins davonzutragen. Denn:

„Doch der droben, o er ist! Ohne ihn
ist nichts!“

stand kurz darauf in seinem Tagebuche. Und welche Erhebung zu ‚Dem da droben‘ ist nun das Adagio jener großen Sonate Op. 106, das in eben den ‚drangvollen Umständen‘ entstand, die der Kampf mit dem Leben in dem Verhältniß zu Mutter und Sohn Beethoven ihm bereitete, — in der Zeit von 1817—18, die wir in den Aufzeichnungen einer unbetheiligten Dritten sozusagen persönlich miterlebten!

Aber wenn ein solches Adagio doch immer nur ein Einzelgebet ist, freilich kaum eines aller Zeiten hinter sich lassend, so finden wir diesen Künstler, der seine Gefühle zu denen der Menschheit zu erweitern wußte, auch bald sich anschicken, ein Gebet der Menschheit zu beten, in dem alle Zungen des Lebens sich vereinen wollen, um ihre Noth zu klagen und höhere Hülfe zu erflehen. Eine große Seele schließt sich zusammen, Vertreter und Vorsager all des Leids zu werden, das die Menschheit drückt. Und wahrlich, wenn je einen Künstler, so hatte diesen Beethoven das Leben selbst zu dem Ernst erzogen, um die Würde solchen Berufs, dem Allgebet seine Stimme zu leihen, auch zu fassen.

‚Opfre noch einmal alle Kleinigkeiten des gesellschaftlichen Lebens! O Gott über

alles!‘ so hören wir ihn sich zurufen, als der Zufall ihm die schöne Pflicht auferlegt, ein entscheidendes Ereigniß in dem Leben seines geliebten kaiserlichen und geistlichen Freundes Erzherzog Rudolph mit seiner Kunst zu feiern, und er sich nun vornimmt, zu dessen Installation als Erzbischof von Olmütz eine solenne Messe zu schreiben.

Wir wissen, was diese Missa solennis ist, die dann nach Jahren tiefsten Sichversenkens und qualvollster Mühen daraus hervorging. Sie steht wie ein Riesendom da, freilich im Styl vergangener Zeiten, aber doch in freier kühner Benutzung der gegebenen Formen. Und oft bricht auch wie ein Strahl von oben das eigene große Menschengesicht dieses Künstlers, der sich ‚Dem da droben‘ so sicher nahe fühlt!, hervor und zeigt uns selbst diese bekannten Formen in neuem und verklärtem Lichte.

Aber was ist das? Was wölbt sich da sichtbar hoch zum Himmel empor und geht wie in die Höhe so in eine Weite, als könne hier alles Dasein umfaßt werden und alle Lebensregung zu einem unvergänglichen Erstehen Platz finden? —

Es ist das mächtige Lied Et vitam venturi, ‚Ein ewiges Leben!‘, ein Bild dieser ewig quellenden

Fülle und stets neu aus sich gebärenden Unvergänglichkeit der göttlichen Kraft, wie kühner und all unser Anschauen bis zum Kreisen der Sinne in diesem Wirbel des Seins mit sich fortreißend keine Kunst bis dahin eines geschaffen! — Was für ein Schauen des ‚Ewigen, Unendlichen' muß es gewesen sein, das dieser Künstler sich hier wie zum eigenen Trost bereitet, um dem Andrang des Vergänglichen zu widerstehen! — Wir begreifen, daß dieser Mann oft nicht Auge noch Ohr für die Dinge des Lebens hatte und im Sturm seiner Anschauungen und Gefühle auch dieses kleine Leben mit Gewalt in seine höhere Sphäre emporreißen wollte. —

Aber es hat seine eigenen Gesetze, dieses wirkliche Leben, und alle Weite und Größe geistiger Anschauung ringt ihm seine Forderungen nicht ab. Und daß dies auch von diesem kühnen Streiter und starken Mannesgeiste erkannt, nein in herbster Herzenserfahrung erprobt wurde, — dieser Wendung seiner inneren Entwicklung verdanken wir auch sein höchstes Schaffen, den jubelnden Preis jenes schmerzgebornen Menschenglückes selbst.

Wir nahen jener Neunten Symphonie, und ihr Sinn wird uns auch das Bild dieses Menschen

und Künstlers ganz enthüllen, da es gewissermaßen der Sinn und das Resultat seines ganzen Lebens ist.

Zum Glück besitzen wir nun hier, und diesmal sicherer als je zuvor die Anhaltspunkte für des Künstlers eigenen Empfindungs- und Gedankengang: die ausführlichen Entwürfe zu dem Werke selbst. Wir müssen uns denselben klar machen, er ist in gewissem Sinne die innere Geschichte Beethovens.

Wir wissen, das Werk schließt mit den Chören auf jenes ‚Freude, schöner Götterfunken'. Schon in Bonn, als der Geist der modernen Zeit, nein der wiederauflebenden Menschheit sich seinem hohen Jugendstreben in lebendigen Zügen aufdecken wollte, war dieser Seelenerguß des so herrlich hoch gestimmten Dichters ihm so nahe getreten, daß er das ganze Gedicht zu componiren sich vorgenommen. Sein heldenfroher Sinn ahnte, daß es irgendwo einen Ausweg geben, daß irgendwo ‚der Freude Flagge wehen' müsse. Er ahnte es, auch ohne diesen Weg, dieses Ziel, so kenntlich es des Dichters Instinct ausgesprochen hatte, deutlich zu erkennen. Und immer wieder drängt sich dieses Bild vor seine Seele: in der Zeit der Siebenten Symphonie will er sogar eine Ouverture auf die einzelnen Verse dieses Gedichts bauen.

Aber tiefer mußte das Bedürfen unseres Geschlechts erst in ihn eindringen, ehe er auch dessen Freude zu erfassen vermochte. Wir sahen sein Ringen, wir hörten sein Flehen um Erhörung des ‚unglücklichen, unglücklichsten aller Sterblichen‘. Er kämpft einen Riesenkampf, er erhebt seine Seele zu dem Schauen einer ewig gleichen Nothwendigkeit, in deren unwandelbarem Sein die eigene Noth und Pein schwindet. Und diese Bilder seines Geistes, diese Kämpfe seines tiefsten Innern sind es nun, was er hier besingt. Es gelingt ihm, in den inneren Zusammenhang zu schauen und den Riß zu erkennen, der in diesem ganzen menschlichen Dasein ist, aber auch den Bann zu lösen, der auf demselben liegt.

Jedoch künstlerisch wie psychologisch ist ihm auch nichts mühevoller gewesen als hier den Weg wirklich zu finden. Wir besitzen davon den Beweis in eben jenen Skizzenbüchern.

Da ist vor allen das eine, das sich mit der Einführung dieser ‚Freude‘ abmüht. In dem conzentrirtesten Gefühle des Menschenleids und wie Hohngelächter der Hölle über alle Menschenfreude war dieses Finale begonnen. „Nein, diese Wirrniß erinnert zu sehr an unsern verzweiflungsvollen Zustand!“ erklingt es da, soweit aus der unleser-

lichen Bleistiftschrift die einzelnen Worte zu entziffern sind. Es ist die Erinnerung an den furchtbaren Kampf, den im ersten Satz sein hoher Muth mit der blinden Nothwendigkeit, sein Heldengeist mit dem Schicksal gekämpft und der uns erst ganz enthüllt, was er an Leid der Welt gelitten.

„Heute ist ein feierlicher Tag, dieser sei gefeiert durch Gesang und Tanz!“ heißt es dann weiter, und es tritt das Motiv des ersten Satzes selbst ein. „Ach nein dieses ist zu traurig, etwas Heiteres ist was ich fordere.“ — Es erscheint das Motiv des Scherzos: „Auch dieses ist nur Possen!“ — des Adagios: „Dieses ist zu sanft, zu zärtlich.“ Und endlich, nachdem das sturmartige Schmerzestosen des Eingangs wiedergekehrt ist, steht da noch einmal: „Freunde, wir haben Ursache zu verzweifeln, jedoch ich glaube, sie muß uns trösten, Musik uns erheitern.“

So hat uns hier der Künstler in seine Werkstatt, der Mensch in das Geheimniß seines Fühlens eingeführt. Denn wenn ein Beethoven die Musik als Erlöserin preist, so haben wir dabei des Worts jenes großen Künstlers unserer Tage zu gedenken, der seinen Spuren am reinsten gefolgt ist: „Ich kann den Geist der Musik nicht anders fassen als in der Liebe.“

Und nun, wenn wir das Werk selbst betrachten, was ist alles, was Beethoven bisher gesungen, gegen das Menschheits-Klagen und die Sehnsucht nach einer Menschen-Existenz in den ersten drei Sätzen dieser Neunten Symphonie?

Stets tiefer hatte sich, trotz aller Wonne geistigen Schauens und allem Stolz künstlerischen Gestaltens in diesem Herzen das allmenschliche Bedürfniß nach Sein und Wirken in einem Anderen, Lebendigen, nach einem Dasein enthüllt, das wirkliche Fülle und stete Wiederkehr hat. Und die Weisen, die aus diesem Bedürfen quellen, gewannen einen Hall, wie er so aus tiefsten Tiefen menschlichen Bedürfens stammend, nie zuvor gehört worden. „Was war das?" fragen auch wir uns unwillkürlich, wenn die beiden Melodien zu dem Adagio dieser Symphonie erklingen und stets aufs neue ihre tief einschneidende Kraft bewähren. „Habe ich je gefühlt, gelitten? je mich gefragt, was ist Wonne und Glück, was allerschmerzlichstes Sehnen nach beiden?" erklingt es in unserm Innern. —

Das Leid der Welt ist bis in die fernsten Winkel verfolgt und in Kampf und Klagen gegen diese allumspannende graue Nebeldecke des Entbehrens kühn em-

vorgestrebt; — das Leben selbst ist als bloße ‚Possen‘ erkannt und die dämonisch wilde Lust des Genießens nur als die Betäubung des Begehrens; — und selbst der Aufblick zu einem Ewigen und Unendlichen außer uns hat trotz aller unsagbaren Herrlichkeit und aller unfaßbaren Harmonie das Sehnen des Herzens nach Besitz seiner selbst nicht gestillt!

So leuchtet denn jetzt dieses echte Künstler- und Menschenauge auch in alle fernsten und kleinsten Räume wahrer Menschenexistenz hinein und erkennt, was an Glück und Freude, was an ewigem Liebespenden in dieser Welt des grausamen Entbehrens und des unersättlichen Eigennutzes vorhanden ist und diese öde Welt dennoch zum Himmel zu verklären vermag.

„Denn das Leben ist die Liebe!“

hatte dieser Menschheitssänger sich schon in jenem ‚West-Oestlichen Divan‘ angestrichen, und tiefer als Andere vor ihm sollte er diesen Sinn menschlicher Existenz erfassen und in seiner Kunst als Trost und Prophezeiung hinterlassen.

„O Freunde, nicht diese Töne, sondern laßt uns angenehmere anstimmen und freudenvollere!“ ruft er also selbst endlich in voller Unbefangenheit des natür-

lichen Empfindens in diesem Finale aus. Und nun ertönt denn auch wie aus dem schmerzlichsten Entsagen geboren und mit dem vollen Siegesantlitz der Gewißheit, daß es ein Glück giebt, das nie versiecht, jenes echte Menschenlied:

„Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium!"

Es ist die menschliche Seele selbst, die sich hier gefunden hat. Des Fräuleins Wort: „Uebrigens hat wohl nie ein Herz geschlagen, welches sich so sehr nach Liebe gesehnt hat und so vergeblich wie dieses," gewinnt seine Wahrheit hier in dem höheren Sinne der Existenz um des Ganzen willen: es ist die Liebe zur Menschheit, was hier zugleich als höchste Fähigkeit zu Glück und Wirken zur That geworden ist, und kein Kindesglück ist reiner, klingt heller als diese Freude des Menschen an solcher eigenen Existenz. Es ist der ganze und volle Beethoven, was uns in dieser Melodie entgegenhallt, und wir begreifen aus ihr seine höchste Lebens-Freude wie das voraufgegangene Lebens-Leid.

Und jetzt ist auch gefunden, was stets mit so schmerzlichem Sehnen, ja sogar persönlichem Flehen

gesucht ward: jetzt ist ‚das Allmächtige, das Ewige, Unendliche‘ Wirklichkeit geworden. Und ‚Der da droben, o er ist und ohne ihn ist nichts!‘ — wie hat diese Gewißheit eines Göttlichen in dieser Welt hier volle, innerlich beseligende Bestätigung gewonnen! Da ist kein Wahn, kein Tand, kein Spiel. — Was unser Schiller ahnend aussprach und fast einem allgetheiltem Empfinden und Wissen nur nachsprach, — hier sind es eigene Worte geworden, volle Brusttöne eines großen Mannes- und Menschen-Herzens.

Und wie ist er sich dieses Grundes wahren Glücks und Bestandes auf einer traurig verzweifelnden Welt vollbewußt!

„Seid umschlungen, Millionen,
Diesen Kuß der ganzen Welt!“

— solches Allgefühl des Lebens in der Liebe kündet sich in ernsten Tönen als den Grund zu jener Freude ‚schönem Götterfunken‘ und zugleich als ihre Fülle und Unvergänglichkeit an. Hier löst sich das Siegel von Glück und Unglück, hier liegt Wahrheit, Fülle, Ewigkeit, kurz wirkliches Sein. Hier erhebt sich das Menschliche zu seinem Wesen, erweitert sich das kleine Ich zum Gefühl des All und Ewigen.

Selten hat ein Künstler reiner und tiefer aus seinem eigenen Fühlen die Wahrheit der Welt hervorgeboren, selten sie so rein und beseligend ausgesprochen. Er steigert mit der Kraft eines ungeheuren Schauens sein Wesen über die Schranken der Persönlichkeit hinaus und gibt so zugleich sich und uns Antheil an einem unvergänglichen Besitz.

War es da wohl der Mühe werth gewesen zu leben, zu kämpfen, zu leiden?

Und doch, dies ist das wirklich tragische Ende dieser Existenz: wie er sich in Kampf und Leiden und Schauen abgemüht, dem Leben seinen Sinn abzugewinnen, — wie Entbehren und Ueberwinden seiner selbst ihm dieses allein dauernde Glück endlich gezeigt hat, — an ihm selbst sollte sich erst schmerzlich und sogar tödtlich erweisen, daß hier allein Lebensfülle und Bestand ist.

Wir kommen rasch zu Schluß und Ende.

In völligem Vergessen aller Welt war dieses Lied von der Freude, die aus der Liebe quillt, in dem Sommer und Herbst 1823 ausgedichtet worden. Und wie es an Hoheit und Jubel volle Unwiderstehlichkeit hat und es hier ist, als hätte die Freude in der That schon alle Welt ergriffen, so erwies sich auch sein Ein=

druck bei jener ersten Aufführung im Frühling 1824. Die Erregung der mehrtausend Zuhörer glich dem Sturme der über das Meer fährt. „Das Publikum brach in solchen Jubel aus, daß das Orchester beinahe unhörbar wurde, den Ausführenden standen die Thränen in den Augen," erzählt ein Mitwirkender von einem Moment dieser Production. Nur Beethoven vernahm Sturm und Jauchzen nicht. Und darauf aufmerksam gemacht, — ‚sah er hin und verneigte sich ganz ruhig.'

Was war ihm solcher Beifall selbst der musikalischsten und gemüthreichsten Zuhörerschaft der Welt, wie man das Wiener Publikum nennen muß, gegen ‚eine Seele', die ihn wirklich verstand, verstand in seinem innersten Bedürfen und dadurch in seiner Kunst?

Beethoven: „Wie fandest Du denn bei meiner Musik, daß selbe Andere finden?" —

Neffe: „Tiefer, — nicht blos auf die Ohren!"

Diese kleine Conversation jener Tage sagt uns mehr als viel Erzählen und Beschreiben.

Aber die wachsende Versunkenheit in das eigene Sein und Thun, theils inneres Bedürfen theils — leider! — wirkliche äußere Nothwendigkeit, um für sich und den ‚theuren' Sohn das tägliche Brod zu be=

schaffen, sie hatte diesen selbst stets mehr ganz nur sich anheimgegeben. Und als er nun gar der Zucht des Instituts entnommen, auf der Universität war, da wollte bald auch die Zucht nicht mehr frommen, die er an dem Verkehr mit dem großen Onkel und seinen Idealen hatte: von der Bahn des Müssigganges kam er auf die des Leichtsinns und endlich gar des Lasters. Wie das Fräulein befürchtet hatte: das lebhafte Gefühl für den Knaben und das Bedürfniß, ‚ein Wesen immer um sich zu haben, das ihm anhing', ließen den Oheim nicht blos nicht mit der Consequenz gegen ihn verfahren, welche nöthig war um wirklich Freude an ihm zu verleben, sondern verleiteten ihn vielmehr zu einer Nachgiebigkeit, die den jungen Mann bald mit dem würdigen Manne sein Spiel treiben ließ. „O mein Onkel! Mit dem kann ich machen was ich will. Einige Schmeicheleien und freundliche Mienen machen ihn gleich wieder gut!" hörten Bekannte Beethoven's ihn wohlgemeinten Vorstellungen entgegnen.

„Wo bin ich nicht verwundet, zerschnitten?!" hören wir aber diesen selbst jetzt das eine Mal ausrufen, und das andere Mal: „O kränke nicht mehr, der Sensenmann wird ohnehin keine lange Frist mehr geben!" Und dies gegen den gleichen Knaben,

dem er selbst gesteht: wenn er nur lieb, gut und aufrichtig, so sei damit all seinem Glück Gränzen gesetzt! — Auf alles, was das Leben bietet, verzichtet, — nur auf das nicht, was wahrhaft das Leben ausmacht! Und eben dieses bleibt ihm, dem so tief Liebebedürftigen und Liebevollen, versagt. Es ist der Wehmuth Endziel und bitterster Becher.

Auch von diesem Leid, dem tiefsten, das die Menschenbrust hegt, reden uns des Meisters eigene Töne, und zwar trotz allem was bisher davon gesungen, am tiefsten, am eigensten, am ergreifendsten! Wer diesen Künstler ganz nach seinem Wesen erfassen, ganz sich auch mit der Fülle, die hier aus herbstem Leiden quillt, durchdringen will, der vertiefe sich mit seiner Seele Fühlen in den Wunderborn der Letzten Quartette, Beethoven's Schwanengesang!

Mehr als anderswo enthüllen sich hier die geheimsten Bewegungen der menschlichen Seele: Wonne und Weh erscheinen als eines Urquells. Und nichts von weichlichem Schmerzempfinden, von schwächlichem Klagen! Der letzte Hall dieses Empfindens ist nicht Oede und Tod, — er ist trotz aller Wehmuth und Entsagung Reichthum und Leben, unerschöpfliches Leben und Gefühl voller Unvergänglichkeit! — Das eigene

Wesen und Wollen ist dahingegeben, — das Gewinnen des Andern aber, das mit dem eigenen Wesen umfaßt wird, ist der Gewinn des Ganzen und seiner unsterblich webenden Fülle. Wie seine Kunst, so zeigen alle persönlichen Lebensäußerungen des Meisters in diesen letzten Jahren eine fast überirdische Harmonie und Milde, die erquickend und erhebend auch auf den allerdings stets kleiner werdenden Kreis seiner Umgebung ausstrahlt und einen unvergeßlichen Eindruck hinterließ. Man fühlte hier die Fülle wirklichen Menschenthums. „Du bist unter allen der Beste, die andern sind alle Lumpen," schreibt in unbefangener Ahnung der Sache der junge Sohn des Freundes Breuning auf, der ihn auf dem letzten Krankenlager oft besuchte und mit seinem offenen Kindessinn erheiterte.

So lebte er denn so gut wie abgeschieden von der Außenwelt, aber um so mehr beglückt in seiner eigenen Welt, die ihm jetzt erst die vollen Erschauungen und Begeisterungen gab. Und so sah man ihn träumend wandeln und ließ ihn gehen, wie man einen Menschen gehen läßt, der einer anderen Existenz angehört als der allgewohnten Menschenexistenz.

Ein Wiener Schriftsteller, ein Bekannter Franz Schubert's, des Liedersängers, sah ihn in diesen

letzten Lebensjahren manchen Winterabend in einem kleinen Gasthause verkehren. Alles war ‚größter Ehrfurcht voll‘, wenn er eintrat, der Mann, ‚dessen wahren Löwenkopf mähnenartig graue Locken umstrotzten‘, der beim Eintreten selbst den Blick scharf umhergesendet, aber in seinen Bewegungen schwankte, ‚als wandle er im Traume.‘

So trat er ein, setzte sich zu seinem Glase, rauchte aus einer langen Pfeife und — schloß die Augen. Angesprochen oder vielmehr angeschrieen von einem Bekannten schlug er die Lider auf wie ein aus dem Schlummer geschreckter Adler, lächelte wehmüthig und reichte dem Sprechenden ein Heft mit dem Stifte hin, den er aus seiner Brusttasche zog. Nach geschehener Beantwortung versank er wieder in sein Sinnen. Bisweilen aber nahm er dabei ein zweites stärkeres Heft aus der Brusttasche seines schlechten grauen Oberrocks und schrieb mit halb geschlossenen Augen.

„Was schreibt er nun wohl?“ frug unser Gewährsmann eines solchen Abends seinen Nachbar Schubert.

„Er componirt!“ lautete die Antwort.

Ob in solchen Momenten Töne durch sein Gemüth zogen, wie die zu dem ersten Satz des B-dur-Quartetts Op. 130, der uns die Harmonie des Alls wieder-

zuspiegeln scheint, oder zu dem ‚Poco scherzando‘ dort, dem alles Leben ein heiter freies Spiel ewiger Kräfte geworden ist? — Oder nicht vielmehr zu jener Cavatine in Es, die für ihn ‚die Krone aller Quartettsätze und sein Lieblingsstück‘ gewesen sein soll und von der jener Berichterstatter über die erste Vorführung der Neunten Symphonie, der uns sogleich persönlich begegnen wird, K. Holz, aussagt: „Er hat sie wirklich unter Thränen der Wehmuth componirt und gestand mir, daß noch nie seine eigene Musik einen solchen Eindruck auf ihn gemacht habe und daß selbst das Zurückempfinden dieses Stückes ihm immer eine Thräne koste.“

Und doch sollte diese ‚Fülle von Wonne und Weh‘ noch überboten werden?

Es folgte das Cis-moll-Quartett. Und wohl waltet es wie stilles Reden mit sich selbst und dem innersten Geist der Welt in diesem einleitenden Adagio, — wohl wie strahlendes Glück, das aus diesem Geist sich gebiert in dem Andante mit seinen zaubervoll wechselnden Lebensbildern, — wohl wie ein Tanz dieses Lebens selbst mit all seinen Schrecken und Freuden, seinen Wirrsalen und Jubelausbrüchen in diesem Final-Allegro. Wie das Leben selbst ist dieser ‚ungeheure

Spielmann' endlos fruchtbar in seinen Bildern des Lebens.

Aber einmal ist es, als spiele er und zwar ganz zuletzt noch sich selbst und singe zugleich sich seinen Grabgesang! — Zu seinem Verständniß bedarf es eines letzten rein biographischen Uebergangs.

Also der Neffe, ein Stück von Beethoven's eigenem Leben und stets mehr seinem Herzen ein unentbehrlicher Besitz, — der Neffe war in Folge seiner ungeregelten Studien bereits von der Universität entlassen worden und auf das Polytechnikum gegangen. Allein auch hier unterblieben die vorgeschriebenen Prüfungen schon im ersten Semester. Es kam zu schweren Conflicten mit dem Oheim. Jedoch nicht blos volle Verzeihung und Aussöhnung erfolgte, — fast gefleht ward um Liebe, der die Liebe schier mit Füßen trat! Man lese die Briefe vom Herbst 1825. Der Uebermuth, das Laster, die Verwirrung nahmen bald völlig überhand. Dennoch pochte in diesem jungen Gemüth gegenüber der würdig hohen Erscheinung des Oheims mit lauten Schlägen das Gewissen, pochte stets stärker und bald mit unleidlicher und sogar unwiderstehlicher Forderung.

Da geschah das Letzte, das Aeußerste, was hier noch geschehen konnte, denn schon war die Person des

großen Oheims ihm nicht mehr heilig gewesen. Der Zustand ward unerträglich, der Jüngling ging sich an das eigene Leben, und der Verfolg dieser That enthüllt uns ganz den Grund dieses tragischen Conflicts, wahrhaft tragisch, weil er den Willen gleicherweise auf beiden Seiten band.

Wir geben die Sache nach den hier zum ersten Male vollständig benutzten Conversationsheften. Das Gespräch findet meistens mit jenem Kanzleibeamten und Geiger Karl Holz statt. Derselbe war durch mancherlei Dienste Beethoven sehr vertraut und nahezu unentbehrlich geworden. Er erwies sich auch diesmal, obwol er den Zusammenhang hier so wenig wie irgend Jemand in Beethoven's Umgebung ahnte, dem älteren lebensunbeholfenen Meister wenigstens äußerlich zu Trost und Hülfe.

Es war im Hochsommer 1826. Karl wohnte seit dem letzten Jahre bei einem Herrn Schlemmer in der Alleegasse auf der Wieden. Sein Hauptfreund und Kamerad war ein junger Mann Niemetz.

Holz stürzt eines Morgens zu Beethoven ins Zimmer und theilt im Auftrag Schlemmer's mit, Karl habe sich von Hause entfernt, um – sich zu erschießen! — Sie eilen sofort miteinander in die Alleegasse.

Beethoven hat den schrecklichsten Tag seines Lebens zu erfahren. Zunächst entspinnt sich mit dem tauben Manne folgende Conversation:

Schlemmer: In Kürze die Sache! — Ich erfuhr heute, daß Ihr Herr Neffe sich längstens bis nächsten Sonntag erschießen wollte. Nur so viel brachte ich in Erfahrung, daß es wegen Schulden sein sollte. Ich suchte nach, ob Vorbereitung vorhanden sei, ich fand im Kasten richtig eine geladene Pistole, sammt noch übrigem Blei und Pulver, ich verständigte Sie daher davon, in der Sache als dessen Vater zu handeln, die Pistole ist in meiner Verwahrung. Handeln Sie liebevoll, sonst wird er verzagt.

Holz: Was ist jetzt zu thun? — Es wird sich noch weit mehr finden. — Er war nicht aufzuhalten, er sagte er komme gleich wieder zu Schlemmer — Ihnen wäre er ebenso davongelaufen. — Er sagte: ‚Was nützt es Ihnen, wenn Sie mich halten? Wenn ich heute nicht loskomme, so geschieht es doch ein andermal.'

Schlemmer: Die 2. Pistole hat meine Frau, weil ich nicht zu Hause war, wie es gefunden wurde.

Beethoven: Er ersäuft sich! —

Holz: Wäre es sein fester Vorsatz gewesen sich zu entleiben, so hätte er es gewiß keinem Menschen vertraut, am wenigsten einem geschwätzigen Weibe. — Vielleicht eine Theaterprinzessin. — Sie hatten ihm einst den Hufeland geschickt mit Ihren Anmerkungen; wie er dagegen protestirte! Er wurde mit ihr beim Kärnthnerthor gesehen — als er bei Ihnen war, denselben Tag frühe. — Blut der Mutter! —

Man eilt jetzt auf die Landstraße zu Niemetz, er ist nicht zu Hause. Dann zurück auf die Wieden, zur Polizei. Hier beginnt mittelst unseres Dolmetschers die nähere Nachfrage.

Holz: Trägt er Ohrringe? Gehrock mit Seide gefüttert — Kragen — Keine Uhr? — Es wird gleich in die Kaffeehäuser geschickt. — Also zur Mutter! — Zweieinhalb Uhr — Ich glaube jetzt nach Hause, von da schicken Sie zu Schlemmer und nach Tische gehen wir hierher — (d. h. zur Mutter).

Fürchterlich bange Stunden verfließen. Man kehrt zur Mutter zurück und endlich steht dann da in sehr flüchtiger Schrift im Conversationsheft:

Karl: Jetzt ists geschehen! — Nur einen verschwiegenen Wundarzt — Quäle mich jetzt nicht mit

Vorwürfen und Klagen, es ist vorbei. In der Folge läßt sich alles machen.

Beethoven: Wann ist es geschehen?

Die Mutter: Er ist eben gekommen — der Fuhrmann hat ihn in Baden von einem Felsen heruntergetragen. — Auf der linken Seite hat er eine Kugel im Kopfe. —

Beethoven geht dann mit Holz fort und wir hören noch folgendes Nähere.

Holz: Er sagte: ‚Wenn er nur mit seinen Vorwürfen aufhören wollte!‘ Er hat sich im Helenenthal auf Rauhenstein an einem Felsen erschießen wollen. — Er ging gestern von mir weg gerade in die Stadt und kaufte sich eine Pistole und fuhr nach Baden. — Hier sehen Sie den Undank sonnenklar, wozu wollen Sie ihn noch länger bändigen? Ist er erst beim Militär, so steht er unter der strengsten Zucht. — Als Sie gingen, sagte er: ‚Wenn er sich nur gar nicht mehr sehen ließe!‘ — Ich kam ja hier dazu, als er Sie an der Brust packte. Draußen bei der Thüre, als er fortgehen wollte! — Er sagte, er reiße auf der Stelle den Verband weg, wenn von Ihnen noch einmal Rede ist. —

Das alles drang wie ebenso viel Dolchstiche in Beethoven's Brust. Doch er kennt zunächst nur eine Sorge.

Denn Holz hatte aufgeschrieben: „Es ist noch die Frage, ob er davon kommt. Jede Kopfwunde ist lebensgefährlich.“ Und wirklich hat er um das Leben des jungen Mannes zu bangen, des einzigen Menschen, den er liebte und der — selbst in dem jetzigen Hasse erwies sich dies, — ihn liebte, weil er ihn doch tiefer verstand, als alle Welt da draußen.

Und so steht denn nach ungefähr vierzehn Tagen von Beethoven's eigener Hand da:

„Auf den Tod von dem verstorbenen Beethoven.“

Ob auf den Neffen bezüglich, ob auf ihn selbst, der so ins Leben getroffen war, wer kann es entscheiden? — Aber es gilt gleich, denn es war in beiden Fällen sein eigenes Leben, was hier zu Tode getroffen war und seinen Grabgesang werden wir bald vernehmen.

Zunächst noch aus verschiedenen Conversationsheften einige Auszüge, die uns in den Kern der Sache führen!

Beethoven: Eine Nacht im Bock (Ball), 2 Nächte nicht zu Hause geschlafen. — Die Mutter nach Preßburg oder sonst irgendwo verreisen. — Sein leidenschaftliches Spiel muß verhütet werden, ohne dieses ist keine Besserung möglich. Er hat beständig Billard gespielt mit Kutschern u. s. w. —

Schindler: Diese Herren vom Polytechnikum haben die Gelegenheit benutzt ihn zu ermahnen, weil sie ihn stets in Kaffeehäusern mit Kutschern und lauter Pöbelvolk spielen sahen, denen er oft im Spiele nicht ehrlich zusetzte. —

Holz: Obwohl ich an Erfahrung des Treibens solcher jungen Leute alt genug geworden bin, — es ist oft kaum glaublich, in welche Knäuel von Kniffen und Ränken sich diese Menschen verwirren können. — Auch von Niemetz bemerkte die Wärterin, daß er allerhand Streiche mit Karl begangen haben müsse, wie sie aus seinen Reden wohl deutlich genug abnehmen konnte. — Hier nur eine Stelle (aus Karls Brief an seinen Freund): ‚Wie gehts deinem liebenswürdigen Mädchen, deiner Göttin? Hast du sie gesehen und wirst du sie bald wiedersehen und küssen . . . ?' — Der Schluß: ‚Ich mußte in so großer Eile schreiben aus Angst und Furcht, — von dem alten N. . . . . entdeckt zu werden'.

Es ist genug, genug! —

Dennoch schreibt Beethoven selbst auf: „Ich will nur seine Besserung bezwecken. Denn wenn er jetzt ganz preisgegeben würde, könnte noch Schrecklicheres geschehen. — Mehr als jeder Vater! — Verwirrung

des Geistes und Verrücktheit, die Hitze auch von Kindheit an, mit Kopfweh behaftet. Auch das zu mir essen kommen, welches er mußte!"

Er besucht ihn im Spital: „Hast du einen verborgenen Kummer, entdecke ihn mir durch die Mutter." Holz hatte mitgetheilt: „Er sagte, es sei nicht Haß, sondern ein ganz anderes Gefühl, das ihn gegen Sie ergreife." Und lange dauert es, ehe der Knabe zum Aussprechen seiner Empfindung gelangt. „Er giebt keine andere Ursache an als die Gefangenschaft bei Ihnen, die Existenz unter Ihrer Aufsicht," schreibt Holz auf.

Und Breuning: „Er hat bei der Polizei ausgesagt, daß du ihn zu viel seckirst (gequält) habest, was ihn zu dem Schritte veranlaßt habe."

Endlich aber vernehmen wir die volle Lösung des Räthsels. „Ich bin schlechter geworden, weil mich mein Onkel besser haben wollte!" hatte er nach der Genesung selbst der Untersuchungs-Behörde geantwortet.

Der dieses Wort am besten verstand, war Beethoven, der große Beethoven. Jedem Fernstehenden und sogar der unmittelbaren Umgebung des Meisters ein apokalytischer Ausspruch, ihm selbst klar wie die

Sonne und in sein Innres dringend wie die Geschosse der Gewissensschuld! Er ist an diesem Zwiespalt, der sich kurz darauf noch ungleich tiefer aufdeckte, gestorben.

Dem unseligen Neffen aber reinigte in der That zum Theil diese Katastrophe und mehr noch des Oheims eigener Tod die Atmosphäre seines inneren Seins und brachte seinem Willen den Halt wieder. Er heiratete und ward ein guter Familienvater. Er übte in der Ehe die Eigenschaften, die sein großer Oheim nicht vollständig zu würdigen gewußt hatte, und hinterließ bis auf einen Sohn, bei dem eben auch ‚das Blut der Mutter' wiederaufgelebt, eine in glücklicher Harmonie lebende Familie.

Und Beethoven, ob er in dem Bewußtsein, daß hier in der That ein wahres Lebensgesetz sich gerächt, auch selbst noch an dem Frieden und der Fülle Antheil gehabt hatte, die dieses innere Wissen von der Welt und dem Leben geben kann?

„Was mir aber durch die Seele schnitt, war der Anblick Beethovens," hatte Ende 1823 jene ‚interessante Frau' Marie Pachler-Koschak, die ‚wahre Pflegerin seiner Geisteskinder' geschrieben, und dies bestätigte damals ein gleich verehrungsvoller Bekannter Beethoven's und treuer Helfer in seiner letzten Lebens-

noth, der Harfenfabrikant Stumpff aus London, mit dem Wort, als er seine deutsche Heimat und Beethoven wiedergesehen: „Es fiel mir sogleich auf, daß er sehr unglücklich aussah.“ Auch vernahmen wir ja des Famulus Schindler Schilderung nach jener letzten Katastrophe: „Ein Greis von nahezu siebzig Jahren stand vor uns, willenlos fügsam, jedem Lufthauch gehorchend!“

Allein hatte nicht, als zuerst das Schicksal schrecklich an die Pforte klopfte, schon er selbst geschrieben: „So glücklich, als es mir hienieden beschieden ist, sollt ihr mich sehen, nicht unglücklich!“ — Und so war es! Nicht blos dem eigenen Tode ist er, wie die Augenzeugen berichten, ‚mit unbeschreiblicher Seelenruhe‘ entgegengegangen, er hatte auch die volle Heiterkeit wiedergefunden, die das Erbtheil der in sich sicheren Gemüther ist. Er hatte in des Lebens inneren Bestand geschaut, und auch sein Gewinn war ‚tiefe wahre Frömmigkeit‘, war die Religion der Liebe. Ueber die ‚Allmacht und Unendlichkeit‘ dieses Besitzes ging ihm nichts hinaus. —

Dies alles näher zu erweisen, ist Aufgabe der Biographie. Allein ihren sichersten Inhalt gibt doch sein

eigenes Sagen dieses Wissens und Empfindens von der Welt, seine Musik. Und hier war es ja zugleich, wo er sich selbst stets Frieden und Freude sang.

Viel war es freilich nicht gewesen, was in diesen letzten drei Jahren 1824, 25, 26 entstand: aber diese Letzten Quartette wiegen eine Welt von Dichtung, nein von Wahrheit auf. Und als letzter eigentlicher Gesang seiner Seele steht da jenes wundertief dunkle Lied des allerletzten Quartetts (Op. 135 F-dur) vor uns, das Lento assai e cantante tranquillo, das in jener Zeit der Todesnoth um den geliebten Sohn entstanden, uns selbst mehr Aufschluß über seinen innersten Gemüthszustand gegeben hat, als alle Forschung in den Conversationen und Skizzenbüchern.

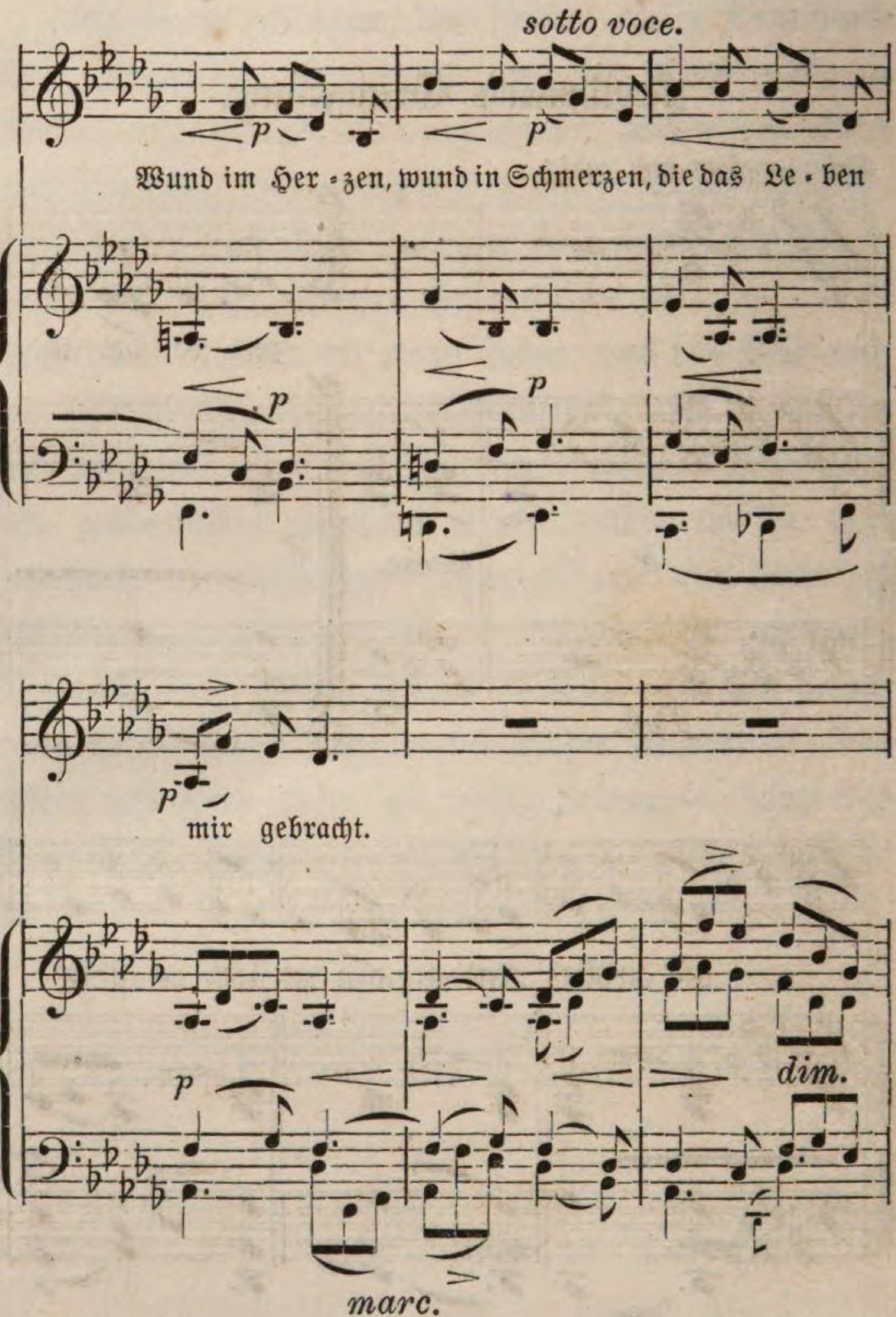
Hier weint so recht eigentlich seine Seele in Tönen sich aus, — nicht blos um eigenes Entbehren klagend, sondern das Leiden der Welt in seinem Herzen mitbewegend. Es ist sein eigentlicher Todessang, der aber zugleich sein höchster Lebenssang ist. Kein anderer kündet so das Leid dieser Seele, kein andrer so das aus diesem tiefsten Weh sich gebärende reine Glück und freie Schauen: er hat an Innigkeit und Tiefe der Empfindung wie an Anmuth und Reichthum der Gestaltung und Bewegung nicht seines gleichen.

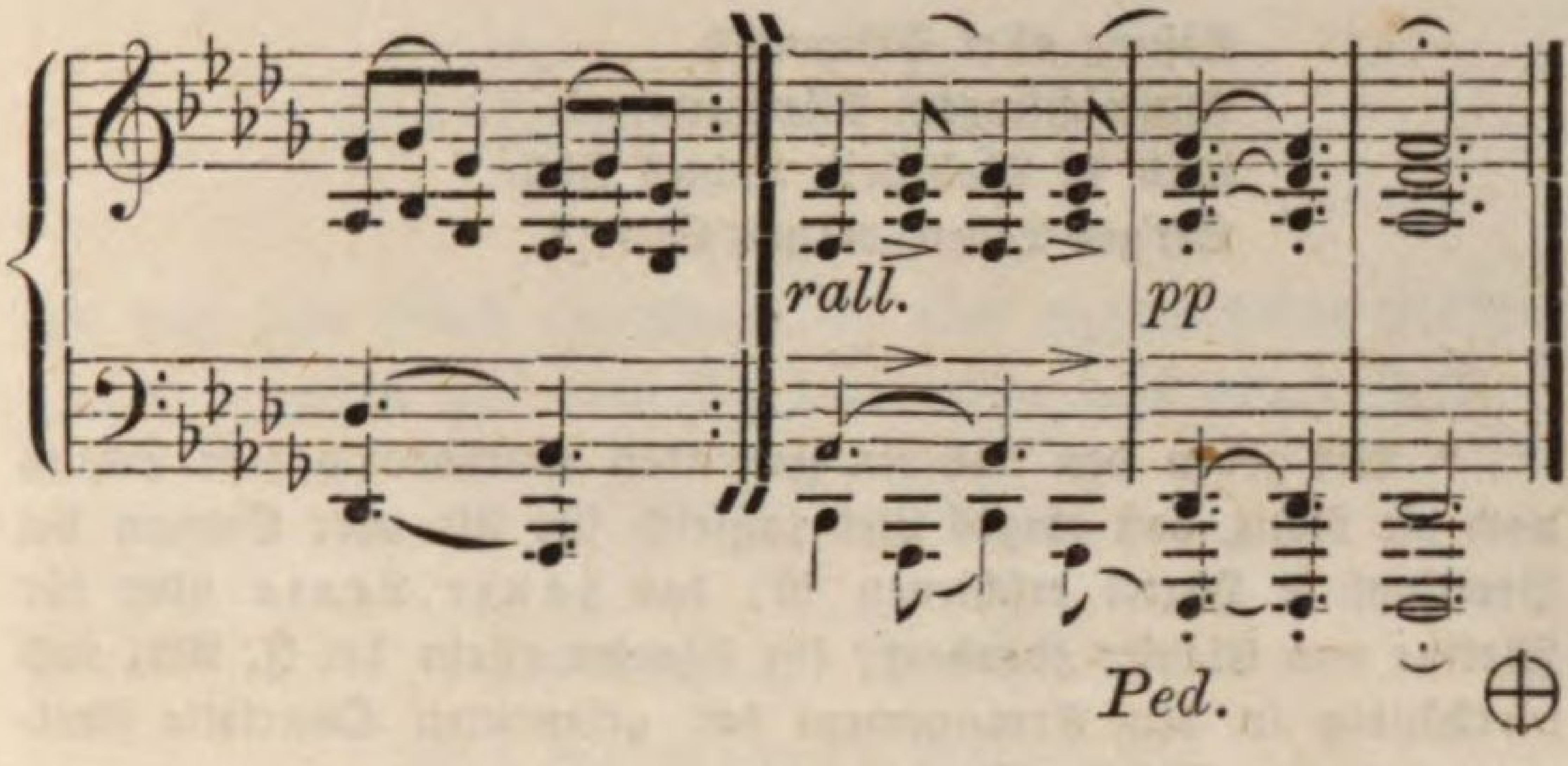
Würde es gelingen, den Inhalt dieser Töne nach ihrer allmäligen Entfaltung aus sich selbst auch in Worten anzudeuten, — wahrlich wir hätten den Sinn und Eindruck nicht blos dieses einen kleinen Stückes, sondern von Beethoven's ganzem Sein und Wesen wie in einem zusammenfassenden Spiegelbilde vor uns. Soll aber dieser Spiegel die Kraft haben, uns das Bild auch im wahren Lebensschein vorzuführen, nun so müssen wir den Hall der Töne selbst herbeirufen, daß sie ihm ihr zaubervolles Leuchten leihen. Wir theilen zum Abschluß die Weise jenes Adagios mit und versuchen ihr Worte zu geben, die seinem innern Sinn anklingen. Vielleicht daß im lebendigen Gesang auch der lebendige Gehalt von Beethoven's Wesen hervortritt, den Wort und Bild allein nie völlig deuten, — seine aus Leiden geborne Freude an Glück und Bestand unseres Geschlechts, seine ‚stille Liebe‘ zur Menschheit!

Beethoven's Grabgesang.

Sehr langsam und ruhig.




sotto voce.
Wund im Her - zen, wund in Schmerzen, die das Le - ben
mir gebracht.
dim.
marc.



Hoch und kühn der Jugendmuth,
Ernst und treu des Mannes Streben:
Wollt' die ganze Welt umfassen,
Liebend bringen ihr das Glück.

Doch wer mag dem Leben nah'n?
Stürmend warf's mich aus dem Gleise.
Und von alle meinem Lieben
Blieb mir nichts als mein Gesang.

Doch ob auch zum Tode wund,
Will der Liebe Lied ich singen.
Denn die Liebe ist das Leben,
Liebe einzig Menschenglück.

Lösung aller Erdennoth,
Allumschlingen, Allerbarmen!
Lieb' ist Wahrheit, Lichtes Fülle,
Sel'ges Leben, ew'ges Sein!*

---

* Wir geben den näheren Freunden Beethoven's zum Schluß noch die Notiz, daß obiges Lied zugleich für Alt oder Sopran bei Breitkopf & Härtel erschienen ist, das ganze Lento aber für Violine und Clavier ebendort, für Clavier allein bei J. Aibl und vierhändig in dem Arrangement der gesammten Quartette Beethovens in der Edition Peters.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.